

## Inhaltsverzeichnis

1. Buch.....	3
2. Die Entführung.....	3
3. Seefahrer.....	6
4. Die Suche nach dem edlen Wilden beginnt.....	6
5. Sprache.....	7
6. Aufbruch.....	8
7. Echte Indianer.....	10
8. Verkündigung.....	11
9. Missionsreise 1: Mit Hundeschlitten unterwegs.....	12
9.1 Mustagan.....	13
9.2 Aufbruch.....	14
9.3 Schlafen?.....	15
9.4 Ruhepausen?.....	16
9.5 Wölfe.....	16
9.6 Andacht mit Wolfsgeheul.....	17
9.7 Blizzard.....	17
9.8 Hunde.....	18
9.9 Echte Indianer!.....	18
9.10 Evangelium: Indianer verstehen den Opfertod.....	20
9.11 Aberglauben.....	21
9.12 Kälte.....	22
9.13 unschöner Frühling.....	23
9.14 Enttäuschung.....	24
9.15 Christliche Indianer!.....	24
10. Missionsreise 2: Im Rindenkanu.....	25
10.1 Das Kanu.....	25
10.2 Kahwonaby.....	26
10.3 Aufbruch.....	27
10.4 Andacht.....	27
10.5 Hindernisse.....	27
10.6 Regen.....	28
10.7 Bisons.....	28
10.8 Sturm.....	29
10.9 Wildwasser.....	29
10.10 Indianer.....	30
10.11 Squaws.....	30
10.12 Der Wasserfall.....	32
10.13 Enttäuschung.....	33
10.14 nach dem Evangelium hungernde Indianer.....	33
11. Die Indianerbibel.....	34
11.1 Oozhuskah.....	35

11.2 Begeisterung über Bibel.....	37
12. Wolfshunde.....	38
13. Friedenspfeife.....	39
14. Alkohol.....	40
15. Im Griff des Todes.....	42
16. Missionsreise 3: Bis zu den Eskimos.....	43
16.1 Indianer warten auf das Evangelium.....	44
17. Familienausflug.....	45
18. Sonntag.....	46
18.1 Die Hudsonbay-Gesellschaft.....	46
18.2 Die Transportwege.....	46
18.3 Konflikt mit der Hudsonbay-Gesellschaft.....	47
18.4 Das erste Wettrennen.....	48
18.5 Das zweite Wettrennen.....	49
19. Maskepetoon.....	51
20. Missionsreise 4: Bei den Bluträchern!.....	52
20.1 Die Lichtinsel.....	52
20.2 Hassel stirbt.....	52
20.3 James Evans stellt sich den Bluträchern.....	54
20.4 James wird der Sohn von Hassels Mutter.....	55
20.5 Magua hört biblische Geschichten.....	55
20.6 Die Bluträcher hören biblische Geschichten.....	56
20.7 Sagamore, die Mutter Hassels, wird gläubig.....	57
20.8 Frei!.....	57
20.9 Die Bluträcher nehmen das Evangelium auf.....	58
20.10 Rückkehr.....	59
20.11 Kahwonaby stirbt.....	61
20.12 Mustagan wird Leiter der christlichen Indianer.....	61
20.13 James Evans entdeckt den edlen Wilden.....	62
20.14 James Evans sribt.....	62
20.15 Eintrag in Wikipedia.....	62
20.16 Geschichte-Einteilung.....	63
1. Geschichte für Sonntagmorgen:.....	64
1.1 Entführung.....	64
1.2 Die Hudsonbay Company.....	64
1.3 Sabbat.....	64
1.4 Wettkampf für den Ruhetag.....	65
2. Geschichte am Nachmittag.....	66
2.1 Bluträcher.....	66
2.2 Rettungsaktion für die Erzfeinde.....	67
2.3 Die edlen Wilden.....	67

# 1. Buch

Robert Vittoz. Jenseits der Wälder. Das abenteuerliche Leben des Indianermissionars James Evans. Brunnen-Verlag. ISBN: 3-7655-3946-5

## 2. Die Entführung

»Mein Leben ist bestimmt worden durch ein Abenteuer in meiner Jugendzeit. Wir lebten in Kanada, in Quebec. Es war im Jahre 1811, und ich war zehn Jahre alt.

Eines Abends sagte unser Vater: "Ihr Kinder müsst euch jetzt in acht nehmen; im Wald drüben lagert ein Indianerstamm. Es sind Kinderräuber. Bleibt in der Nähe des Hauses und macht keine Abstecher auf dem Schulweg."

Am nächsten Morgen in der Schule redeten wir von nichts anderem als von den Rothäuten. Unsere Neugier war aufs höchste gereizt, jeder wollte die Indianer sehen, mit ihnen sprechen, sie berühren. Indianern begegneten wir auf den Strassen Quebecs zwar dauernd, doch diese lebten unter Weissen und waren nicht mehr interessant. Aber ein richtiger Indianerstamm, der im Wald kampierte, das musste wunderbar sein! Zu Hause erzählten wir, was die Schulkameraden gesagt hatten; meine Eltern erschrecken, als sie meine kindliche Begeisterung sahen. "Sei vorsichtig, geh' nicht aus der Nähe des Hauses, sie sind sehr gefährlich. Sie sind schrecklich anzusehen, diese wildlebenden Indianer ... Sie haben schon Kinder entführt."

In der Tat war ich der Gefahr stärker ausgesetzt als meine Schulkameraden, denn wir wohnten am Stadtrand, nicht weit vom Wald. Die Angst meiner Eltern war also ganz verständlich. Durch ihre ängstlichen Ermahnungen wurde jedoch meine Neugier nicht herabgemindert; im Gegenteil, mein Verlangen, die Indianer zu sehen, wuchs nur noch mehr.

Der Wunsch ging in Erfüllung - rascher als ich dachte. 16. Juni 1811. - Es kam so plötzlich, ich war so überrascht, dass ich nicht einmal auf den Gedanken kam, zu schreien. Eine grosse bräunliche Gestalt sprang aus dem Wald hervor in einem Wirbel bunter Federn; bevor ich mich versah, hatte mich der Mensch gepackt.

Er läuft in grossen Sätzen, er trägt mich, als sei ich nur ein winziges Kaninchen. Habe ich Angst? Kaum; sicher nimmt er mich ins Lager mit; meine Neugier, es zu sehen, übertönt meine Angst.

Au! Ein Zweig hat mir die Haut aufgeschrammt. Geben Sie doch acht, Herr Indianer! O weh, und jetzt heule ich, nicht aus Angst, sondern vor Zorn. Die Indianer möchte ich schon sehen, aber nicht zerkratzt werden von den Bäumen! Und ausserdem, die Indianer sind stolz; ich will auf würdige Art bei ihnen ankommen, auf meinen eigenen Füßen. Ich brülle, ich versuche, mich an den Zweigen festzuhalten.

Um mich zu bändigen, umklammert mich der Räuber nur noch fester. Meine Beine strampeln wütend hin und her. Ich kriege keine Luft mehr, ich komme mir ganz dumm vor. "Lass mich los, Indianer, setz mich

auf die Erde! Ich komme ja mit, aber ich will mit erhobenem Kopf gehen." Der Indianer gibt nach. Ich bin so überrascht, als ich plötzlich wieder senkrecht auf dem Boden stehe, dass ich mit benommenem Kopf hin und her taumele. Halb ärgerlich, halb lachend sieht mich der Indianer an. Er staunt: Was du für helle Augen hast, Kind. Mit seinem Lächeln besiegt er meine schlechte Laune. Ich nehme seine Hand, und wir gehen als gute Freunde weiter.

Zwischen den Bäumen erkenne ich jetzt hohe kegelförmige Hütten; aus den Spitzen steigen Rauchwölklein hoch. Wir sind angelangt.

Ich schaue mich nach allen Seiten um - wie wundervoll ist dieses kleine, hingeduckte Dorf in der Waldlichtung. Ich höre Rufe; eine hässliche Sprache, sie tut mir in den Ohren weh. Die Gesichter sind dagegen seltsam ruhig. Trotz der harten Kehllaute, lagert um die Hütten eine geheimnisvolle Stille.

Unter einer grossen Tanne spielen Kinder, fast nackt. Ich gehe auf sie zu, sie sehen mich einen Augenblick lang an und spielen weiter. Wie gewandt sie sind! Einige Knaben haben unter einer Birke ein grosses Stück Baumrinde aufgestellt, das wie ein Fuchs aussieht, und üben sich darin, es mit ihren Pfeilen zu durchlöchern. Ihr Geschick erstaunt mich ebenso wie ihre Kraft.

Wieso ist es plötzlich dämmerig? Ich bin so versunken gewesen in die Spiele der Kinder und in das Kommen und Gehen dieser prächtigen Indianer, dass ich ans Heimgehen nicht gedacht habe. Plötzlich überfällt mich die Abendkühle; der Wald ist schon voller dunkler Schatten. Alle gehen in ihre Hütten; ich selber schliesse mich ganz selbstverständlich dem Indianer an, der mich hergebracht hat.

Er hebt das grosse Fell hoch, mit dem sein Wigwam bedeckt ist, und wir gehen hinein. In der Mitte lodert ein grosses Feuer, ich setze mich auf einen Haufen trockener Zweige. An den Pfählen, die das Dach tragen, baumeln drei komische, moosgefüllte Säcke. Aus dem einen kommt von Zeit zu Zeit ein Klagelaut. Was für ein Tierchen hat man dort wohl einquartiert? Eine der Frauen steht auf und sieht hinein: ah, es ist ein Baby.

Die Indianer, die ums Feuer sitzen, streiten. Wie rauh sie ist, diese unverständliche Sprache, eher zu Wölfen passend als zu Menschen; und wie heftig und gewalttätig die Bewegungen beim Reden, schneidend wie ein Kriegsbeil. Nur die Gesichter bleiben sonderbarerweise unbewegt. Die zuckenden Lichter des Feuers betonen die ohnehin schon so energischen Züge und malen auf die bronzefarbene Haut fahle rötliche Reflexe. Die Gemüter erhitzen sich immer mehr, die Blicke weisen auf mich. In den funkelnden schwarzen Augen spüre ich Hass. Ich sehe das Aufblitzen von Rachsucht ... Mir wird immer unbehaglicher zumute, ich bekomme Angst. Wohin soll ich fliehen? Ich suche Schutz bei meinem Freund. Ist er überhaupt mein Freund, er, der mich geraubt hat? Jedenfalls, ihn kenne ich, sogar ganz aus der Nähe; wir haben im Wald miteinander gerungen, also sind wir Freunde. Er hat seine Hand auf meinen Kopf gelegt, seine langen, sehnigen Finger spielen mit meinen Haaren ...

Ich blicke ihn an. Er will den anderen irgend etwas klarmachen; das energische Gesicht verrät Entmutigung. Er führt einen Wortwechsel mit einem alten Mann, der wild und grausam aussieht. Der Alte braust auf, er unterstreicht seine Worte mit heftigen Gebärden und befiehlt; mein Freund verteidigt seine

Meinung, aber dann scheint er sich zu beugen. Er tut mir leid, sein Blick ist traurig und bedrückt. Ich sehe zu ihm auf und frage: "Warum bist du so betrübt?"

Über die herkulische Gestalt mit der Bronzehaut läuft ein leises Zittern; er neigt sich mir zu, es kommt mir vor, als zittere er vor seinem kleinen Gefangenen.

Jetzt richtet er sich wieder auf, beschliesst den Streit mit einem kurzen Satz, hart wie der Spruch eines Richters, und macht mit den Armen eine weite, offene Bewegung ...

Alle verstummen.

Die Glut wird mit Asche zugedeckt. Jeder wickelt sich in eine Decke und legt sich auf die Matte. Ich rücke eng an meinen Freund.

In der Hütte herrscht vollkommene Stille. Alle liegen unbeweglich da und schlafen. Am Rand der Lichtung kläfft ein Fuchs.«<sup>1</sup>

»Mein Freund hat sich bewegt; unmerklich richtet er sich auf, horcht, wartet ab und schält sich lautlos aus der Decke. Ich sehe seine Augen glänzen; er legt mir seinen Finger auf den Mund, dass ich schweigen soll. Dann nimmt er mich, hebt mich behutsam auf, steigt über die Beine der Schlafenden hinweg, schiebt das Fell am Eingang vorsichtig zur Seite. Das matte Licht des Mondes erhellt für einen Augenblick den Wigwam. Schon sind wir draussen und im Wald. "Wohin gehst du?"

Er eilt lautlos voran. Der Wald ist rabenschwarz. Ich habe Angst, mich an den Zweigen zu kratzen, und drücke mich an seine Schulter. Aber der Indianer läuft so sicher, als sei es heller Tag, er tut keinen falschen Tritt, er stösst gegen keinen Stamm. Jetzt schimmert ein Licht; muss dort nicht unser Haus liegen? Meine Eltern haben sicherlich nicht schlafen können; sie sind in Sorge, ihr Fenster steht trotz der späten Nachtstunde offen.

Wir sind da; der Indianer setzt mich wie etwas leicht Zerbrechliches zu Boden und ruft: "Bleichgesicht! Hier ist dein Sohn. Ihr hasst uns, ihr verfolgt uns, aber trotzdem habe ich zu mir gesagt: 'Du rächst dich nicht an einem Kind!' Ich bringe es dir wieder. Du sollst ihm sagen, wenn er gross ist, soll er Erbarmen haben mit den Indianern, den immer gejagten, aus ihren Dörfern vertriebenen. Lebwohl, Kleiner."

Mit wenigen Sprüngen erreicht er den Waldrand. Verdutzt rufe ich ihm nach: "Geh' nicht weg!"

Schon hat mich meine Mutter in die Arme geschlossen und küsst mich mit heftiger Freude. Hastig gebe auch ich ihr einen Kuss, dann mache ich mich los: "Mama, ruf ihn doch zurück, den Indianer!"

Meine Eltern begreifen nicht. Ich erzähle ihnen von meinem Freund, sie sind bestürzt darüber, dass ich den, der mich geraubt hat, wiedersehen möchte.

Da rufe ich selber in die Nacht hinaus. Als einzige Antwort kommt das Bellen eines Fuchses. Der Indianer ist verschwunden.«<sup>2</sup>

James Evans vergisst seinen Entführer und Retter nicht. Die Indianer verlassen kurz darauf ihr Lager und brennen es ab. James sucht nach der Lichtung und findet sie verlassen.

---

<sup>1</sup> Jenseits der Wälder. Robert Vittoz. Das abenteuerliche Leben des Indianermissionars James Evans. S. 5-9

<sup>2</sup> S. 9-10

»Auf einer kleinen Erhebung neben der alten Tanne entdecke ich ein Zeichen, eine Inschrift. Auf ein grosses Stück Baumrinde ist mit weisser Farbe der Kopf eines Rentiers gemalt, ein Rentierkopf mit breitem Geweih.«<sup>3</sup>

Seine Mutter ist bestürzt darüber, dass er die Indianer gesucht hat. Er geht immer wieder zu dieser Lichtung, baut sich sogar ein kleines Wigwam, um darin von den Indianern zu träumen. Nach dem Winter ist der kreidene Rentierkopf verschwunden. Er bemalt eine Rinde mit einem Rentierkopf.

### 3. Seefahrer

»In meiner Jugend war es mein sehnlichster Wunsch, Seemann zu werden.

Am Ufer des Meeres verlebte ich meine Kindheit, in Hull in England, wo ich 1801 geboren bin; das stürmische Lied der Wogen und die Erzählungen der Seeleute umspielten von Anfang an meine Seele. Mein Vater war Schiffskapitän: ich wünschte mir brennend, in seine Fussstapfen zu treten.

Er selbst und meine Mutter versuchten nach Kräften, mich von meinem leidenschaftlichen Hang zum Meere abzubringen. Sie schilderten mir die Gefahren und die vielfältigen Strapazen des Seefahrerlebens und redeten mir zu, ein anderes, ein sesshafteres Gewerbe zu wählen. Aber alles blieb vergeblich; ich wollte in die Welt hinaus.

Da griff mein Vater zu einem Gewaltmittel: Er nahm mich mit als Schiffsjungen. Ich zählte vierzehn Jahre; wir waren inzwischen nach Kanada ausgewandert. Mein Vater liess mich die unangenehmsten Arbeiten verrichten, er zwang mich zum härtesten Frondienst, er gab mir die gleiche derbe Kost wie den einfachen Matrosen. Meine Reiselust wuchs nur noch mehr.

Die Stürme vermochten mich ebenso wenig zu erschüttern wie die Strapazen. Die gefährlichen Fahrten durch schwimmende Eismassen begeisterten mich; ich verfolgte alle Arbeiten an Bord mit dem grössten Interesse; und meine ausserordentlich kräftige Natur ertrug ohne Mühe die Beschwerden dieses Lebens, dessen Rauheit mir sogar gefiel. Bei der Rückkehr gab mir mein Vater seine Anerkennung und bezeugte, dass ich mich benommen habe wie ein Mann: "Er hat das Zeug, auf grosse Fahrt zu gehen."

"Ja, Vater, nur will ich nicht auf Fische ausgehen, sondern die Indianer will ich suchen."«<sup>4</sup>

### 4. Die Suche nach dem edlen Wilden beginnt

»Ich musste bis zu meinem siebenundzwanzigsten Lebensjahr warten, erst dann konnte ich mich auf die Suche nach den Indianern begeben. Im Jahre 1828 endlich brach ich auf.

Im Kanu fahren wir den St. Lorenzstrom hinauf;«<sup>5</sup>

»Dort sind Indianer, ein ganzes Dorf. Vielleicht ist unter ihnen der, den du suchst?"

"Nein, hier ist er nicht."

"Woher weisst du das?"

---

<sup>3</sup> S. 11

<sup>4</sup> S. 12-13

<sup>5</sup> S. 14

"Seht doch nur die unordentlichen Wigwams an, diese Menschen ohne jeden Stolz, diese Rothäute, die nur noch jämmerliche Bettler sind. Mit denen da hat mein Indianer nichts gemein!"

Diese armen Rothäute wohnen zu nahe bei den Weissen; sie sind zerrüttet worden durch den Alkohol, sie sind herabgesunken, denn sie verbinden jetzt die Grausamkeit des Wilden mit den Lastern des Kulturmenschen. Ich suche richtige Indianer, solche, die noch Stolz und Kraft und Tapferkeit besitzen.«<sup>6</sup>

»Was treibt mich eigentlich, nach der Spur dieses Indianers zu suchen? Ich könnte es kaum sagen; seit der Begegnung, die meine Kindheit erschüttert hat, spüre ich, dass ich ihm nachgehen muss; mein ganzes Leben ist von diesem rätselhaften Drang gezeichnet.«<sup>7</sup>

Die Indianer sind samt allfälligen Missionaren von den Weissen erbarmungslos vertrieben worden.<sup>8</sup>

## 5. Sprache

»Die Indianer, die sich nicht gebeugt hatten, waren also nach dem Westen geflohen. Doch ich konnte ihnen in die Wälder und Prärien nicht folgen, weil ich ihre Sprache noch nicht verstand.

Dieser Umstand zwang mich, mehrere Jahre bei Indianern zu verbringen, die im Bannkreis der Weissen dahinvegetieren, nördlich des Ontariosees. Indem ich sie unterrichtete, drang ich in ihre Sprache ein - ein Unterfangen, das so schwierig war, dass es mich zwölf Jahre geduldiger Arbeit kostete. Aus dieser Vorbereitungszeit will ich nur ein paar kurze Erinnerungen wiedergeben.

Im Jahr 1828 lasse ich mich mit Maria, meiner tapferen Kameradin, am Ricesee nieder. Da wir keine andere Behausung finden ausser kümmerlichen Wigwams, wohnen wir im Zelt.

Ich baue aus fast unbehauenen Tannenbalken eine Schule. Der Bau hat etwas Vorsintflutliches, auch die Einrichtung ist äusserst primitiv.

Die kleinen Indianer kommen an und wollen lernen: sie sind ebenso schmutzig wie unwissend. Am meisten beunruhigt einen die Verkommenheit der Eltern. Ich will gegen dieses Absinken der Indianer ankämpfen.«<sup>9</sup>

»1830 fange ich an, für meine Schüler einen Gottesdienst abzuhalten. Einige Eltern können Englisch und nehmen jeden Sonntag daran teil.«<sup>10</sup>

»Herbst 1831. - Wie reich wir sind, wie wunderbar reich! Wir besitzen einen herrlichen Schatz: eine reizende kleine Tochter, wenige Wochen alt.«<sup>11</sup>

---

<sup>6</sup> S. 14

<sup>7</sup> S. 15

<sup>8</sup> S. 15-19

<sup>9</sup> S. 19-20

<sup>10</sup> S. 20

<sup>11</sup> S. 21

»1832. - Ich übe allmählich sämtliche Funktionen eines Seelsorgers aus: im Umkreis von mindestens hundert Kilometern gibt es ausser mir keinen Missionar.«<sup>12</sup>

»Ein bedauernswertes Volk, diese abgesunkenen Indianer! Welch ein Jammer: der stolzen roten Rasse angehört haben und jetzt nur noch arme, vom Laster angefressene Bettler sein! ...

Im übrigen träumen wir von dem grossen Tag, wo wir zu den echten, den richtigen Indianern kommen, zu denen, die sich ihren stolzen und aufrechten Sinn bewahrt haben. Hier ist alles traurig und enttäuschend.«<sup>13</sup>

»1834. - Unsere Indianer haben mehrere Hütten gebaut. Übertreffend sind ihre baulichen Leistungen zwar nicht, aber gegen ihre Wigwams doch ein ausgesprochener Fortschritt.

Zugleich mit dem Evangelium versuchen wir den Indianern auch Festigkeit in ihr äusseres Leben zu bringen. Ich unterweise sie im Gartenbau; meine Frau erklärt ihnen die verschiedenen Handwerke. Wie man spinnt, wie man Leinwand webt, haben sie noch nie gesehen. Aus diesen mangelhaften Jägern hoffen wir allmählich Bauern zu machen; sie haben schon einige Kühe und machen Butter und Käse.«<sup>14</sup>

1836: James will ein Indianerliederbüchlein drucken lassen.

»Ich fuhr nach New York. Meinen Lebensunterhalt verdiente ich mir unterwegs durch Arbeit. Die Übersetzungs- und Druckarbeiten hielten mich dann länger in New York, als ich erwartet hatte, und auch die Kosten für die Liederbücher übersteigen meine Voranschläge. Um alles bezahlen zu können, musste ich auf der Rückreise Zwischendeck fahren; ich sparte die Bettkosten und schlief die drei Nächte auf der "weichsten Planke", die sich finden liess. Im übrigen litt ich dabei weniger unter meiner unbequemen Lagerstatt als unter der Unhöflichkeit meiner Zwischendeckgenossen. Einige Fahrgäste aus der ersten oder zweiten Klasse erkannten mich und lächelten herablassend, als sie hörten, dass ich beim Essen keineswegs an ihren Tischen sitzen würde ... Was lag mir schon daran - ich hatte meine frischgedruckten Liederbücher, bald konnten die Indianer singen!«<sup>15</sup>

## 6. Aufbruch

»1839. - Warum bleiben wir noch immer hier? Bei Indianern, die entartet sind? Die echten, die richtigen Indianer sind in den Westen geflohen; brechen wir doch auf und suchen sie.

Meine Frau ist noch unschlüssig. Ich sprach von meinem Indianer, und sie verstand mich; wenn wir allein wären, ginge sie sofort mit. Doch sie hat Bedenken wegen unserer kleinen Tochter. Wie können wir sie unter lauter Wilden aufziehen?

---

<sup>12</sup> S. 21

<sup>13</sup> S. 21

<sup>14</sup> S. 21-22

<sup>15</sup> S. 22-23



Eugenie spielt hinter dem Haus. Ein ungeschickter Wurf lässt ihren Ball bis an den Waldrand rollen. Das Kind wagt nicht, ihn zu holen; die Mutter hat ihm Angst vor kinderraubenden Indianern gemacht. Da taucht zwischen den Stämmen ein schlanker Indianer auf und bringt Eugenie den Ball. Er bleibt bei dem kleinen Mädchen stehen und betrachtet es. Maria beobachtet unruhig die Szene. Lange lässt der Indianer seinen Blick auf dem Kind ruhen; die Feindseligkeit in seinen Augen schwindet und seine Züge werden weich; das kindliche Vertrauen rührt ihn, er sagt:

"Warum lassen deine Väter uns mit unseren Kindern nicht in Frieden? Wir haben keine Heimat mehr."

Maria, der diese Traurigkeit ans Herz greift, will mit dem Indianer reden. Aber der Indianer weicht zurück, gleitet wieder in den Wald und verschwindet wie ein Schatten.

Erschüttert durch das Leid dieses Wilden und durch den schmerzerfüllten Ausdruck seiner schwarzen Augen, redet meine Frau mir zu, ihm nachzugehen. Ich erkundige mich, erfahre aber nur sehr wenig. Der Indianer sei durchs Dorf gegangen, habe alles schweigend angesehen und beim Weggehen habe er gesagt: "Ihr nagt Knochen ab wie Hunde." Keiner habe ihm zu antworten gewagt, so viel Würde, so viel Kraft lag im Blick und in den Bewegungen des Fremdlings. Er kam sicher aus dem Westen.

Maria seufzt: "Armes Volk, immer nur verfolgt, gehezt! James, du hast völlig recht, wir müssen hingehen und ihnen sagen, dass wenigstens wir ihre Not verstehen und sie lieben."<sup>16</sup>

»Ja, wir werden gehen. Um unsere Fahrt zu den Indianern vorzubereiten, fahre ich nach Quebec.

Die Jugenderinnerungen führen mich zu meinem ehemaligen Elternhaus.

Ich folge dem kaum mehr erkennbaren Fusspfad; hier kommt die Gabelung im Wald; und dort liegt die Lichtung. Wie lange ist es her, dass ich zum letztenmal hierher gepilgert bin? Die Büsche haben jungen Bäumen Platz gemacht. Keine Spuren mehr von Feuerstellen; geblieben sind als einziges ein paar schwarzgebrannte Steine, ärmliche Überbleibsel des verlassenen Dorfes. Die riesige Tanne überragt noch immer den umliegenden Wald, in ihrem Schatten zeichnet sich der Hügel ab. Aber was schimmert dort? Ein grosses Rindenstück steht auf dem Hügel, aufgestellt wie eine Schrifttafel, darauf ist in Weiss ein Rentierkopf mit breitem und verästeltem Gewei gemalt.

Ich zittere: mein Indianer muss vor kurzem hier gewesen sein! War er vielleicht der Fremde, den Maria gesehen hat? Mit einem Ruck drehe ich mich um: sollte er vielleicht noch hier sein, mich beobachten? Niemand ist zu sehen. Ich suche alles ab: nichts. Ich rufe, erst leise, dann mit ganzer Kraft: nichts als Schweigen! Ich bin allein, allein mit den Gestalten der Erinnerung. Aber auch andere, fern von hier, vergessen nicht. Ich muss ihnen beistehen in ihrer Not, so bald wie möglich; habe ich es nicht schon viel zu lange aufgeschoben?»

»Ich muss wieder an die Worte denken, die der Indianer meinem Vater zurief: "Sag ihm, wenn er gross ist, er soll Mitleid mit den Indianern haben."<sup>17</sup>

»Im Frühjahr 1840 brechen wir auf. In leichten, gebrechlichen Kanus fahren wir den prachtvollen St. Lorenzstrom hinauf und überqueren den Ontariosee. Auf schmalen, romantischen Wegen zwischen Bäumen und Felsen umgehen wir die Niagarafälle; unsere indianischen Ruderer tragen die Kanus auf ihren Köpfen. Nachdem das Hindernis überwunden ist, geht es zu Wasser wieder weiter - eine wundervolle,

---

<sup>16</sup> S. 23-24

<sup>17</sup> S. 25

aber endlos lange Fahrt durch die riesenhaften Seen bis zur letzten Spitze des Superiorsees. Ein Flusslauf brings uns bis nahe an die Wasserscheide. Hier folgt die berühmte "Tragestrecke" von Savan, die an einen Passübergang in den Alpen erinnert; vier Stunden müssen die Kanus getragen werden, dann erreicht man einen kleinen Fluss, der nach Norden fließt. Auf ihm lassen wir uns abwärts treiben, umgehen auf Uferpfaden die Stromschnellen und Wasserfälle und erreichen schliesslich den Winnipegsee. Jenseits davon, am Ufer des Nelsonflusses, der aus der äussersten nördlichen Seespitze austritt, liegt nun unser Ziel: Norway House. Als wir dort anlangen, haben wir in unseren kleinen Kanus in drei Monaten eine Strecke von 4000 km hinter uns gebracht.«<sup>18</sup>

»Norway House, eine Gründung der Hudsonbay-Gesellschaft, ist die Hauptzentrale für den Pelzhandel. Hier endigen die Transporte aus dem Westen des Landes, nachdem sie auf den Flüssen Tausende von Kilometern zurückgelegt haben, und von hier gehen auch die Sendungen nach England ab. Für uns ist Norway House das ersehnte Standquartier, von hier aus soll das Evangelium ausstrahlen in die riesenhaften, leeren Ebenen Kanadas.«<sup>19</sup>

## 7. Echte Indianer

»Gleich bei der Ankunft werden wir in Staunen versetzt. Wir erblicken Indianer, echte, die noch wirklich Wilde sind, prachtvoll anzuschauen! Mein Traum wird endlich Wirklichkeit; auf Schritt und Tritt, bei den Wigwams, an den Ufern der Flüsse, beim Durchstreifen der Waldpfade, überall begegne ich hier hochgewachsenen Rothäuten mit scharfgeschnittenem, energischem Profil und stolzem, federnd leichtem Gang. Jeder bewegt sich wie ein Häuptling; in ihnen atmet noch die ganze stolze Kühnheit ihrer Rasse. Die meisten bleiben nur wenige Tage; es sind Rudermannschaften, die Pelze von den Rocky Mountains zur Hudsonbay bringen. Man findet unter ihnen Angehörige von vielerlei verschiedenen Stämmen:

**Irokesen**, bekannt wegen ihrer Tüchtigkeit,

**Stonies** aus den Bergen,

scheue **Chippewyans**;

draussen in der Ebene, abseits von den anderen, lagern sogar einige **Schwarzfussindianer**; wegen ihrer Wildheit sind sie allgemein gefürchtet.

Die hiesigen Indianer gehören zu den **Crees**, die zu der grossen Familie der Algonquin-Indianer gehören; sie zeichnen sich durch Intelligenz und relative Sanftheit aus.

Wir lernen rasch die Kennzeichen und Charaktermerkmale der einzelnen Stämme unterscheiden. In der Umgebung von Norway House begegnen wir an den Flüssen und Lagerplätzen zahlreichen Grabstätten; jede trägt das Zeichen des betreffenden Stammes; mit fieberhaftem Eifer suche ich nach dem Rentierzeichen, aber ohne Erfolg.«<sup>20</sup>

---

<sup>18</sup> S. 25-26

<sup>19</sup> S. 26

<sup>20</sup> S. 26-27

»Der Schwarzfussindianer setzt das Stammesgebiet seiner Feinde in Brand.«<sup>21</sup>

»Mit Bewunderung beobachte ich den Gang der Indianer. Es ist weder ein Marschieren noch ein Laufen, eher eine Art Springen. Erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit sie vorwärts kommen; ... Obwohl ich gut zu Fuss bin, bleibe ich sehr bald zurück.«<sup>22</sup>

»Auch hier kann ich wieder feststellen, dass man einen Indianer durch nichts so berühren kann, als wenn man ihm Vertrauen zeigt. Durch Gewalt hat bisher noch keiner etwas erreicht bei dieser stolzen Rasse. Verfolgung macht sie zu heldenhaften Märtyrern, aber nie zu Sklaven. Sobald man sich dagegen ihnen anvertraut, sind sie treu und zuverlässig und scheuen keine noch so grosse Mühe.«<sup>23</sup>

## 8. Verkündigung

»Allen diesen Indianern verkünde ich die Liebe Gottes, des Grossen Geistes. Die Erzählungen der Evangelien über Jesus Christus erwecken in ihnen einen stärkeren Widerhall, als ich zu hoffen gewagt hatte. Die durchkommenden Indianer tragen die grosse Neuigkeit die Flüsse hinunter: "Ayumeavookemou - der 'Herr der Gebete' - ist gekommen!" Was diese gelegentlichen Boten erzählen, erweckt bei den Rothäuten Neugier; diese Heiden dürsten nach einer neuen Hoffnung. In den Wigwams und an den Feuern der Lagerplätze wiederholt man, was die Jäger berichtet haben: der Grosse Geist habe allen seinen Kindern, den roten wie den weissen, ein wunderbares Anerbieten gemacht.

In Norway House treffen bald Abordnungen der umwohnenden Stämme ein. Die Indianer wollen Näheres erfahren, sie setzen sich im Kreis und hören voller Überraschung und Entzücken die wundersamen Geschichten von der Liebe des Grossen Geistes, dann kehren sie zu ihren fernen Lagerplätzen und zu ihren Familien zurück. Sie rufen ihre sämtlichen Angehörigen zusammen, packen ihre ganze Habe ein, Netze, Fallen, Waffen, und kommen in die Nähe der Missionsstation, um dort ihre Zelte aufzuschlagen. So entsteht ein ganzes Zeltdorf.

Die Abgesandten der weiterab wohnenden Stämme bitten uns, dass wir auch in ihre Dörfer das gute Wort des Grossen Geistes bringen. Alle diese Indianer bekunden ein grosses Verlangen nach Belehrung. Ihre Bitten kommen meinen eigenen Wünschen entgegen; sobald wie möglich werde ich die nahen und die weit entfernten Stämme aufsuchen. Das zu erforschende Land ist riesengross; die Fahrten werden sich über Tausende von Kilometern erstrecken. Ich werde die gleichen Fortbewegungsmittel benutzen wie die Indianer: im Winter Hundeschlitten und im Sommer Rindenkanus; in den Wäldern und auf den schneebedeckten Ebenen werde ich das gleiche glückliche und freie Leben führen wie die Rothäute. Und vielleicht werde ich den Indianer aus meinen Kindertagen wiederfinden!«<sup>24</sup>

---

<sup>21</sup> S. 103

<sup>22</sup> S. 67

<sup>23</sup> S. 79

<sup>24</sup> S. 27-28

## 9. Missionsreise 1: Mit Hundeschlitten unterwegs

»Um meine Ungeduld zu dämpfen, kaufe ich die unerlässlichen Hunde; wir brauchen eine ganze Meute. Es ist wichtig, dass man sich schon vor dem Aufbruch mit den Tieren, die oft schwierig sind, vertraut macht. Als ich voller Stolz mit meinen ersten Hunden am Missionshaus ankomme, gerät meine Frau in ziemliche Unruhe; die Tiere sind wilder, als sie erwartet hatte, und vollführen ein grimmiges Gebell.«<sup>25</sup>

»Beim Dressieren lasse ich mich von Mustagan anleiten, einem Crie-Indianer, der in dieser Kunst bewandert ist. Er flösst den Hunden einen ausserordentlichen Respekt ein. Ohne Gewalt und Einschüchterung erreicht er bei ihnen Gehorsam und Anhänglichkeit. Auch uns gegenüber werden sie allmählich zutraulich, und es macht uns Spass, wenn wir ihnen überall im Haus begegnen.

Auch meine Frau findet jetzt Gefallen an den schönen Eskimohunden, den Huskies. Sie sind allerdings stark gekreuzt; reinrassige Tiere bekommt man nur noch ganz im Norden. Sie sind kräftig und ausdauernd und haben lange, aufrechtstehende und zugespitzte Ohren. Die Schnauze ist fuchsähnlich, den sehr buschigen Schwanz tragen sie gewöhnlich hoch erhoben.«<sup>26</sup>

»Anfangs November lässt ein neues Sturmwetter die Schneehöhe weiter anwachsen und damit auch meine Hoffnungen auf einen baldigen Start.

"Warte noch, Missionar", sagt Mustagan. "Du könntest jetzt weder durch die Wälder fahren noch über die Schluchten hinwegkommen. Lass erst noch mehr Schnee fallen."

"Er liegt doch schon beinahe zwei Meter hoch, genügt das denn nicht?"

"Nein, noch nicht. Der Wind packt den Schnee, wirbelt ihn hoch und weht ihn in die Vertiefungen. Die Buckel und Steine sind nach kurzer Zeit blossgefegt. Es muss erst neuer Schnee kommen, damit die Fläche wieder ausgeglichen wird. Wenn du jetzt schon losführst, würden deine Schlittenkufen an den vielen Unebenheiten hängen bleiben. Warte, bis sich alles eingeebnet hat und eine glatte Fahrbahn da ist. Ausserdem musst du ja noch deinen Schlitten herrichten.«<sup>27</sup>

»Am nächsten Tage besorgte mir Mustagan einen Schlitten. Ich konnte meine Überraschung kaum verbergen: dieses primitive Fahrzeug soll meine fahrende Behausung für mehrere Monate sein? Sein Gewicht ist imponierend, aber seine Festigkeit und vor allem die Bequemlichkeit scheint mir doch recht fragwürdig.

Dieser Schlitten war nicht breiter als fünfzig Zentimeter. Er bestand aus zwei vierkantig zugehauenen, durch Querhölzer verbundenen Eichenstämmen, vorne hochgebogen. Sie haben auf der Unterseite keine Eisenkufen. Wenn es kalt genug ist, sagt man mir, werden wir sie gleitfähig machen, indem wir mit Hilfe von Torf mehrere Eisschichten anfrieren lassen und diese sorgfältig glätten.«<sup>28</sup>

»Am meisten wundert mich, dass die Querhölzer nur mit Hirschlederriemen an den Seitenteilen festgemacht sind. Wie mir Mustagan erklärt, muss das Ganze zwar fest verbunden sein, aber dennoch eine

---

<sup>25</sup> S. 29

<sup>26</sup> S. 29-30

<sup>27</sup> S. 30

<sup>28</sup> S. 30-31

gewisse Nachgiebigkeit behalten, damit der Schlitten die häufigen gewaltsamen Stösse überstehen kann, ohne auseinander zu brechen. Denn unsere Fahrzeuge werden heftige Strapazen aushalten müssen, wenn die Fahrt durch dichtes Unterholz und verfilztes Buschwerk geht oder über Anhäufungen von umgewehten Stämmen. Dank des aufgebogenen Vorderteils kommen die Schlitten über jedes Hindernis hinweg, aber oft muss der Führer seinen Hunden helfen.«<sup>29</sup>

30 Liter gefrorene Milch müssen reichen.

»So werden wir also in gewöhnlichen Säcken einige Hundert gefrorene Fische mitnehmen, eine Menge möglichst fettes Fleisch und einen grossen Haufen Tee und Zucker; als Reiseproviant wählt man Lebensmittel, die dem Körper möglichst viel Wärme geben. Zuletzt wird die Ladung komplettiert durch eine ganze Kücheneinrichtung mit Töpfen, Tassen, Messern, Gabeln.

Wenn man zu einer mehrere tausend Kilometer langen Fahrt durch Schneewüsten startet, wo man weder etwas Essbares noch eine gastliche Hütte findet, muss man für alles vorsorgen. Ein einziges Vergessen, eine einzige Nachlässigkeit kann den Tod zur Folge haben.«<sup>30</sup>

»"Auf den Schneeflächen ist der Wind so stark, dass ein Zelt weggeweht würde. Ein paar gute Pelze schützen einen besser."

Meine Frau macht sich ernsthafte Sorgen: kann man bei 40 oder 50 Grad unter Null einfach draussen im Wind schlafen?«<sup>31</sup>

»2. Dezember. - Maria hat jede Nacht Angstträume. Wenn sie aufwacht, plagt sie mich mit ungezählten Fragen.«<sup>32</sup>

»Eugenie nimmt den Führer ins Verhör:

"Wie werdet ihr meinen Vater vor der Kälte schützen?"

"Du brauchst keine Angst zu haben, Kind, wir werden ihn schon zudecken."

"Und wenn er sich aufdeckt?"

"Wir packen ihn ein wie ein Baby; wir wickeln ihn so fest in seine Decken, dass selbst ein Wolf nicht an seine Nasenspitze kommen kann, und die Kälte auch nicht. Er muss nur artig sein und genauso liegen bleiben, wie wir ihn gebettet haben."«<sup>33</sup>

## 9.1 Mustagan

»Bei diesen ganzen Vorbereitungen ist uns Mustagan ungeheuer nützlich. Wir freuen uns jedesmal, wenn wir den schöngewachsenen Indianer mit dem feinen Profil kommen sehen. Seine ganze Erscheinung ist

---

<sup>29</sup> S. 31

<sup>30</sup> S. 32

<sup>31</sup> S. 33

<sup>32</sup> S. 34

<sup>33</sup> S. 34

geprägt von Klugheit und stolzer Gesinnung: hohe Stirn, Adlernase, schlanke, muskulöse Glieder. Besonders beeindruckt und fesselt uns sein Blick - ein Blick, der gleichzeitig tief und weit ist, der das Nahe mit durchdringender Bestimmtheit erfasst und sich dennoch träumerisch in die Fernen des Horizonts verliert; der Blick eines Adlers, eines Seemanns oder Bergführers.

Mustagan wird in der Tat mein Führer sein; ich habe mich schon sehr an ihn angeschlossen, er flösst mir grosses Vertrauen ein. Ich bemerke, dass er über die Hunde eine überraschende Macht hat, und nicht geringer ist sein Einfluss auf die Menschen. Überall genießt er grosses Ansehen; er ist eine echte Führernatur, ein Mensch, der andere mitreisst.«<sup>34</sup>

»Mustagan ist ein vorzüglicher Lehrer; er erklärt mir geduldig, wie man sich in jedem Fall verhalten muss, und gewöhnt mich immer mehr an das Reisen mit dem Schlitten, indem er die Länge und die Schwierigkeiten unserer Fahrten langsam steigert.«<sup>35</sup>

## 9.2 Aufbruch

»Wir verlassen also Norway House am 10. Dezember. Wegen der vielen Essvorräte habe ich drei Schlitten nehmen müssen mit je vier Hunden.

Gestern hat es stark geschneit, und noch immer umgibt uns der Wirbel weisser Flocken wie ein dichter Vorhang. Eine gute Weile vor Tagesanbruch fährt der erste Schlitten los, gelenkt von Tenagibachak; neben ihm sitzt Mustagan als Führer.«

»Der zweite Schlitten startet, danach kommt die Reihe an mich, ich muss den Abschied kurz machen, denn es kommt darauf an, dass man der Spur folgt, ehe sie vom Wind verweht ist. Mein Schlitten fährt los, taucht in die Schneewogen und gleitet in die Nacht hinein.«

»Mehrere Stunden erblicke ich von meinen Gefährten nichts. Solange es noch dunkel ist, beunruhigt mich dies keineswegs, denn ich vermute, dass die Hunde die Schlittenspuren wahrnehmen. Schliesslich sickert durch die Nebelschicht das erste graue Licht, trübe, matt und ohne Tiefe. Und jetzt bemerke ich mit Schrecken, dass vor meinen Hunden gar keine Schlittenspur vorhanden ist.«

Zweifellos kennen sich die Hunde »besser aus als ich, und ich brauche mich wohl nur ihrem Instinkt anzuvertrauen; wir stürzen uns von neuem in die eisigkalten Wirbel.«

»Es wird früh wieder dunkel; die Dämmerung ist unversehens da, und plötzlich packt mich auch die Angst. Ich habe das Gefühl, dass ich verloren bin, dem Schneesturm ausgeliefert, ohne Möglichkeit, mich gegen die Kälte zu schützen. Die Angst dringt immer tiefer und schüttelt mich bei jedem Windstoss. Hat der weisse Tod mich schon in seinen Händen?

Plötzlich beginnen die Hunde zu galoppieren und freudig zu bellen, und nach wenigen Minuten lande ich benommen und vor Kälte halb erstarrt neben einem grossen Feuer. Die Kameraden zeigen keinerlei

---

<sup>34</sup> S. 32-33

<sup>35</sup> S. 34

Erstaunen über meine plötzliche Ankunft. Wenn sie an meinem Scharfsinn zweifeln, so haben sie zu dem der Hunde vollstes Vertrauen. Die tüchtigen Hunde!«<sup>36</sup>

### 9.3 Schlafen?

»Nahe dem Feuer bereiten die Gefährten den Boden für die Lagerstätten. Der leichte, feine Schnee wird auf einer Fläche von drei Metern im Geviert beiseite gefegt, statt Schafeln bedient man sich hierbei der breiten Schneeschuhe. Hier werden wir die Nacht verbringen. Auf drei Seiten wird der Schnee zu Wällen aufgehäuft; die vierte Seite, die so angeordnet wird, dass der Wind den Rauch vom Lager fortreibt, wird vom Feuer eingenommen.

Dann richten die Indianer die Betten her; sie breiten auf dem festgetretenen Schnee ein grosses Büffelfell aus; auf diesen Teppich legen sie eine breite Wolldecke von der Hudsonbay-Gesellschaft. Die Kopfpolster kommen an den Schneewall, die Fussenden zum Feuer hin. Während die anderen mein Bett herrichten, mache ich mich fertig zum Hineingehen. An Ausziehen ist nicht zu denken, im Gegenteil! Man packt alles auf sich drauf, was man an wärmenden Sachen bei sich hat, und zwar so rasch wie möglich:«

»Sehr angenehm sind Pelzstiefel, nur müssen sie sehr lang sein, bis zur Hüfte, und so weit, dass man sie über Mokassins, Gamaschen und Hose drüberziehen kann. Ein Pelzmantel ist unentbehrlich, er muss eine weite gefütterte Kapuze haben, die man über die normale Pelzhaube zieht. Für die Hände braucht man Pelzhandschuhe. Um das Ganze zu verbinden und komplett zu machen, wickelt man sich mehrfach in eine grosse Reisedecke.

Jetzt wird man gebettet. Eingemummt lege ich mich auf die grosse Decke, und dann vollenden die Indianer ihr Werk. Man könnte mich schon ohnehin für ein Bündel Pelze halten, aber Mustagan wirft noch weitere Decken auf einen grossen Pelz auf mich drauf, und dann werde ich von allen Seiten eingeschlagen. Auch die zärtlichste Mutter könnte ihr Kindchen nicht liebevoller und sorgsamer umhegen. Diese Prozedur des Eingeschlagenwerdens ist zuerst sehr angenehm; die Indianer beginnen an den Füßen und rücken dann allmählich zum Kopf vor. Dort angelangt bedecken sie auch ihn ohne jeden Umstand und schieben die Deckenränder unter meine Schultern. Und das ist sehr unsympathisch; das scheussliche Gefühl des Erstickens wird auch durch die beruhigenden Worte der Indianer nicht gemindert. Begraben unter diesem Berg von dicken Pelzen, fühle ich mich dem Erstickungstode nahe, während die Gefährten mir versichern, dass ich morgen noch genauso quicklebendig sein werde.

Die Indianer, die mit den Gefahren des Kampierens im Winter vertraut sind, schärfen mir ein, dass ich so liegen bleiben muss, ohne mich zu rühren. Wenn man die Decken in Unordnung bringt, dringt sofort die Kälte ein, und es kann passieren, dass man unvermerkt im Schlaf erfriert.

Um mich ihren Anweisungen gefügig zu machen, erzählen mir die anderen von einem Reisenden, der in der Nacht, ohne es zu merken, sein Gesicht entblösste, wahrscheinlich weil er instinktiv nach frischer Luft lechzte. Als er etwas später richtig wach wurde, fasste er mit seiner Hand an etwas Hartes, das er für einen Axtstiel hielt: in Wahrheit war es die erfrorene Nase!

---

<sup>36</sup> S. 36-37

Aber wer packt die wackeren Indianer ein, wenn sie ihren Missionar versorgt haben? Durch eine lange Praxis an ihre primitive Schlafart gewöhnt, wissen sie sich so gut in ihre einzige Decke aus Kaninchenfellen einzuwickeln, dass die Aussenluft und auch die Kälte nicht an sie heran können. Als Säuglinge sind sie in einem Moossack aufgewachsen, der am Deckenbalken ihres elterlichen Wigwams hing; sie haben die Gewohnheit angenommen und behalten, unbeweglich dazuliegen; daher kommt es selten vor, dass ein Indianer sich im Schlaf bewegt.

Für mich war diese Nacht entsetzlich. Ich konnte keinen Schlaf finden. Immer wenn ich halbwegs eingeschlafen war, wachte ich keuchend und nach Luft ringend wieder auf.«<sup>37</sup>

»Endlich begannen die anderen sich zu rühren; erleichtert richtete ich mich auf, mehrere Stunden vor Tagesanbruch, und stiess die Pelze, die mich die ganze Nacht gemartert hatten, von mir ... aber schon im nächsten Augenblick bedauerte ich es! Unter meinen vielen Hüllen war ich in Schweiss geraten. Jetzt, als ich mich der Luft aussetzte, springt mich die Kälte an - 50 Grad unter Null.«<sup>38</sup>

## 9.4 Ruhepausen?

»Wir dringen in ein Walddickicht ein, die niederen Zweige streifen uns und zwingen uns zu häufigem Halten; Mustagan haut mit dem Beil den Weg frei. Viele alte, durch die Schneelast gefällte Bäume blockieren die Durchfahrt; es ist gar nicht einfach, mit unseren schwerbeladenen Schlitten über diese Stämme wegzukommen. Wir gehen neben den Schlitten, wir schieben und halten sie, wenn sie zu kippen drohen, und ermuntern die Hunde. Eine mühsame Arbeit, die mich sehr anstrengt; Mustagan kommt mir oft zu Hilfe, aber wenn ich dann warten muss, bis er mir mit seinem Beil den Weg freigeht, friere ich erbärmlich. Wir waten durch den tiefen Schnee, und wenn wir unsere Schlitten stützen wollen, versinken wir bis zu den Knien. Der eisige Schneestaub dringt in unsere Stiefel, sickert durch die Kleider und bedrängt uns überall. Da wir jetzt durchnässt und vor Kälte starr sind, können wir auch keine Ruhepausen machen. Erschöpft durch den scharfen Frost und die dauernde Anstrengung lange ich an unserem Lagerplatz an.«<sup>39</sup>

## 9.5 Wölfe

»Der Schnee hat sich gesetzt und trägt die Hunde, die jetzt munter ausgreifen ... aber heute Abend wird er auch die Wölfe tragen!

---

<sup>37</sup> S. 37-39

<sup>38</sup> S. 39-40

<sup>39</sup> S. 40-41



Für die Nacht sammeln wir einen grossen Holzvorrat, wir müssen damit rechnen, dass wir von den grossen, grauen Nordlandwölfen angegriffen werden. In der Tat spüren sie uns auf und umkreisen unser Lager mit schauerhaftem Heulen, so dass einem das Blut in den Adern erstarret. Glücklicherweise schliessen sich die Bestien fast nie zu grösseren Rudeln zusammen, höchstens sechs bis acht. Trotzdem muss man immer ein besonders starkes Feuer unterhalten, wenn man merkt, dass diese gefährlichen Feinde in der Gegend umherschleichen. Das Feuer ist der sicherste Schutz.«<sup>40</sup>

## 9.6 Andacht mit Wolfsgeheul

»Die wilden Stimmen der Wölfe bilden eine aufregende Begleitmusik bei unserer Abendandacht. Nach dem Essen setzen sich alle Teilnehmer zusammen; die Häupter trotz der Kälte ehrfurchtsvoll entblösst, hören sie ein Kapitel aus der Bibel an, das ich in ihre Sprache übersetzt habe. Wir singen ein Lied, dann knien alle nieder zum Gebet. Welch erstaunlicher Anblick, diese unsere abendlichen Andachten an einem riesenhaften Feuer auf einer endlos weiten, leeren Ebene; und welche Schönheit liegt auf diesen friedlichen Gesichtern, mitten im Heulen des Sturmes und der Hunde und manchmal auch der Wölfe.«<sup>41</sup>

## 9.7 Blizzard

Sie sind schon 10 Tage unterwegs, ohne auch nur einen Menschen getroffen zu haben.

»Am nächsten Morgen starten wir in froher Stimmung; es scheint ein schöner Tag zu werden. Im Laufe des Vormittags kommt plötzlich Wind auf, und bei den Kameraden zeigt sich eine Unruhe, die mich überrascht; ist der Himmel nicht von herrlich klarer Bläue? Der Wind wird immer stärker; mit einmal sagt Mustagan zu mir:

"Wir müssen fliehen, dort zum Wald hin, vielleicht erreichen wir ihn noch."

"Warum denn fliehen? Es ist doch heller Sonnenschein?"

Der Wind nimmt ständig zu und plötzlich hat der Blizzard uns gepackt. Ich bin starr vor Schrecken.

Woher kommen diese Flockenwirbel, diese ungeheuren Sturmstösse? Die hochgejagten Eiskristalle prasseln mir mitten ins Gesicht; ich drehe mich um, doch auch da kommt der Orkan von vorne. Der Graupelhagel sticht und macht mich blind, von allen Seiten kommt er gleichzeitig. Nicht zehn Schritte weit kann ich sehen. Wo sind jetzt die anderen? ...

---

<sup>40</sup> S. 42

<sup>41</sup> S. 42

Da taucht aus einem Wirbel Mustagan auf; es gelingt ihm, indem er dem Geheul der Hunde folgt, unsere Mannschaften zu sammeln. Die Schlitten werden hochgestellt als Schutzwälle, die Menschen und die Tiere drängen sich zusammen, um der Kälte besser Widerstand zu leisten. Ein Feuer anzumachen ist unmöglich! Wir werden hier erfrieren, wenn es uns nicht gelingt, in einer stilleren Zwischenpause in den Wald zu flüchten. Schliesslich, nach langem Warten, klärt sich für kurze Zeit die Luft, und wir können Schutz im Dickicht suchen.«<sup>42</sup>

## 9.8 Hunde

»Donnerstag überqueren wir mehrere kahle Bergrücken, über die der Wind hinwegfegt; der Schnee ist dort zu spitzen Eisnadeln gefroren, die unseren Hunden die Pfoten verletzen. Mustagan lässt halten, damit den Tieren Schuhe angezogen werden, Schuhe aus Hirschleder, von denen wir einen grossen Vorrat mitführen. Sie werden mit kräftigen Riemen an den Pfoten der Hunde befestigt. Es kommt vor, dass die Eisnadeln die dünnen Häute zwischen den Zehen zerschneiden oder gar die Krallen wegessen. Und wenn ein Hund Verletzungen davonträgt, ist er zu nichts mehr zu gebrauchen; er bleibt stehen und verweigert jede Dienstleistung - so lange, bis man seine Pfote mit etwas harzgetränkter Watte verbunden hat.

Die Hunde lieben diese Schuhe sehr; manche wenden alle möglichen Listen an, damit man sie ihnen anzieht. Sie tun, als seien sie schwer verwundet; auch die wilden und böartigen legen sich dann winselnd auf den Rücken, strecken ihre Pfoten in die Luft und halten sie dem Führer eine nach der anderen hin, damit er ihnen Schuhe anzieht.

Ebenso beliebt wie die Schuhe sind auch drei oder vier kleine Glöckchen, die die Hunde an den Halsbändern tragen; wenn wir einen Hund bestrafen wollen, nehmen wir ihm seine Glöckchen fort.«<sup>43</sup>

»Fast alle unsere Hunde sind abscheuliche Diebe; uns alles zu stehlen, was wir notwendig brauchen, ist ihr grösster Spass; und sie verschlingen alles, auch das Unwahrscheinlichste: Geschirr, Peitschen, Pelzmützen, alte Stiefel entlocken ihnen ein geniesserisches Grunzen. Und was sie wegen Übersättigung nicht mehr in sich hineinschlingen können, das wird mit List verscharrt. Ihre Streiche bringen uns viel Unannehmlichkeiten, manchmal aber müssen wir auch herzlich lachen.«<sup>44</sup>

## 9.9 Echte Indianer!

»Als die dritte Woche unserer Fahrt zu Ende geht, erblicken wir in der Ferne Wigwams. Ich freue mich sehr, dass ich nun endlich echten Indianern begegnen werde, solchen, die noch glücklich und fern von den Weissen leben. Ich bin so begierig auf diese Begegnung, dass wir bei Eintritt der Dunkelheit nicht haltmachen, sondern weiterfahren, denn ich möchte das Indianerdorf noch heute erreichen. Zu unserer Überra-

---

<sup>42</sup> S. 45

<sup>43</sup> S. 45-46

<sup>44</sup> S. 50-51

schung hören wir Geschrei, als wir näher kommen, dann eine wilde, von lautem Brüllen begleitete Musik. ... Wir nähern uns mit Vorsicht.

Das ganze Dorf gibt sich dem Freudentaumel hin, es ist eine scheussliche Orgie im Gange. Die Krieger des Stammes haben ein Lager von Schwarzfussindianern überfallen und mitten in der Nacht hundert ihrer Erbfeinde umgebracht. Als Siegestrophäen tragen sie die Skalpe ihrer Opfer.

Für Mustagan ist diese Grausamkeit seiner Rasse schmerzlich; er dringt darauf, dass wir bis zum nächsten Walde weiterfahren; er will die Nacht nicht in der Nähe dieser mit blutigen Skalpen dekorierten Wigwams verbringen. Eilends entfernen wir uns von der Stätte dieses grausigen Festes.«<sup>45</sup>

Sie meiden dieses Indianerdorf und ziehen unbemerkt weiter.

»Am nächsten Morgen, als wir aufbrechen, werden die Hunde hintereinander angeschirrt; das ist ein schlechtes Zeichen: die Fahrt wird durch Wälder gehen! Gestern im offenen Land waren die Hunde fächerförmig angeordnet, sie konnten ungehindert ausgreifen, jeder machte seine eigene Fährte. Heute steht uns eine harte Arbeit bevor.

Wo der Wald zu dicht ist, haut Mustagan die Äste ab und bahnt uns einen Weg. Aber er allein wird damit nicht fertig. Wir müssen alle mithelfen, Astwerk beseitigen und den tiefen Schnee mühsam festtrampeln, damit die Schlitten weiterkommen. Wenn wir zu Fuss gehen, benützen wir die Schneeschuhe; sie sind anderthalb Meter lang und dreissig Zentimeter breit und bestehen aus Geflecht. Angetan mit diesen ebenso unbequemen wie brauchbaren Instrumenten läuft Mustagan mit staunenswerter Ausdauer vor den Hunden her. Am meisten aber wundert mich, dass er nie die Richtung verliert, obwohl die vielen Hindernisse, die umgangen werden müssen, uns zu ständigen Zickzackwegen zwingen.«<sup>46</sup>

»3. Januar 1841. - Bei starkem Schneesturm kommen wir plötzlich an einem indianischen Lager an. Wie hat Mustagan es nur gefunden? Ein Rätsel. Wir werden freundlich aufgenommen, und die Indianer hören unsere Botschaft mit Ehrfurcht an.

Abends bricht in einem der Wigwams ein Streit aus. Zwei Männer haben ein Pferd gestohlen, und jeder beansprucht es für sich. Der eine macht dem Streit ein Ende, indem er seinem Kameraden mit dem Tomahawk den Kopf spaltet. Ist das nicht die einfachste Lösung? Mit dem Pferd hinter sich, den Skalp des Gefährten triumphierend durch die Luft schwenkend, zieht er zu seinem Wigwam zurück.

Voller Empörung mische ich mich ein. Der Bandit behandelt mich von oben herab:

"Wir sind keine furchtsamen Weiber, Bleichgesicht! Wir kämpfen ohne Erbarmen, um unsere Feinde ausplündern zu können, das ist unsere Lebensfreude." Am nächsten Tage spreche ich am Lagerfeuer von der Liebe Jesu:

"Gehorcht Gott, dann werdet ihr in Frieden leben können."

Sofort erheben sich Protestrufe:

"Wir sind niemals Sklaven anderer gewesen; nur Feiglinge gehorchen. Was soll uns der Frieden? Wir leben für den Krieg!"

---

<sup>45</sup> S. 48

<sup>46</sup> S. 48-49

Tatsächlich ist es keinem je gelungen, dieses stolze Volk zu unterwerfen; durch brutale Grausamkeit hat man ganze Stämme ausgerottet, aber nie erreicht, dass sich auch nur ein einziges Stammesmitglied unterwarf.«<sup>47</sup>

»10. Januar. - Über die Ebene gleitet ein schwarzer Punkt. Die scharfen Augen unseres Führers erkennen einen Schlitten, dessen Weg den unseren kreuzen wird. Mustagan richtet es so ein, dass wir den fremden Indianer bald erreichen. Es ist ein Jäger, der zu seinem Wigwam heimkehrt. Wir folgen ihm.

Als wir um das Feuer sitzen, versuche ich eine Unterhaltung anzuspinnen. Aber meine Bemühungen bleiben erfolglos. Nur eines interessiert ihn - er fragt meine Kameraden aus, wem wir begegnet seien. Ob wir Schwarzfussindianer gesehen haben? Oder Pferde zum Stehlen? Er begeistert sich daran, seine jüngsten Heldentaten zu erzählen, wobei er sich bemüht, gewöhnlichen Räubereien einen heroischen Anstrich zu geben.

Er lädt uns jedoch ein, in seinem Wigwam zu übernachten. Der Boden der Hütte ist so abstoßend schmutzig, dass ich mich auf eine Plane lege und ermüdet neben unserem Gastgeber einschlafe. Am anderen Morgen sagt er höchst erstaunt:

"Was bist du für ein merkwürdiger Mann? Du schläfst hier ruhig ohne jeden Argwohn, wo ich dich doch hätte töten und ausrauben und ins Dickicht werfen können?"

Mein naives Vertrauen hat diesen Wegelagerer gerührt; jetzt können wir miteinander reden.«<sup>48</sup>

## 9.10 Evangelium: Indianer verstehen den Opfertod

»12. Januar. - In einem Wigwam erzähle ich vom Tode Jesu, der sich zum Opfer dargeboten hat, um die Schuldigen zu erretten. Die Indianer können sich nicht damit abfinden, dass ein Schuldloser sich freiwillig dem Tode aussetzt. Mustagan erwidert ihnen:

"Denkt doch an die Geschichte, die unsere Väter uns überliefert haben. Damals, als der englische Hauptmann massakriert werden sollte und der Häuptling schon das Zeichen gab, hat sich Pocahontas, seine Tochter, über den Gefesselten geworfen. Sie hat zu ihrem Vater gesagt: 'Du kannst mich töten, wenn du willst, aber den weissen Mann sollst du nicht anrühren.' Hat sie den Gefangenen nicht gerettet - dadurch, dass sie sich dem Tode ausgesetzt hat?"

Die edelmütige Gesinnung der Opferbereitschaft rührt die Indianer innerlich an, sie hören die Geschichte Jesu nun ohne Widerspruch.«<sup>49</sup>

»15. März. - Als wir an ein Dorf herankommen, vernehmen wir die gellenden Schreie der alten Geisterbeschwörer, begleitet von dem dumpfen Dröhnen ihrer Trommeln. Mustagan sagt brummend: "Die Armen! Damit, meinen sie, könnten sie die Windegoos verjagen und das Unglück abwenden!"

---

<sup>47</sup> S. 49-50

<sup>48</sup> S. 51

<sup>49</sup> S. 51-52

In dem grössten Wigwam des Dorfes erkläre ich den um das Feuer versammelten Indianern das Gleichnis vom verlorenen Sohn und die Liebe Gottes. Sie hören mit Interesse zu, bleiben aber ängstlich: die Zauberer sitzen dabei und überwachen jedes Wort, bereit, den Glauben der Väter zu verteidigen. Einer der Indianer erklärt:

"Mein Vater hat von diesen Geschichten nie gehört. Warum soll ich sie jetzt anhören? Wie mein Vater gestorben ist, so will ich auch sterben."

Daraufhin erhebt sich Mustagan:

"Ist unsere alte Religion nicht immer unser Feind gewesen? Sie hat uns nichts als Leid gebracht; mein früheres böses Leben war wie eine schreckliche Krankheit, oft hätte ich schreien können. Solange ihr an der alten Religion festhaltet, werdet ihr immer unglücklich sein. Ich selber habe sie aus meinem Herzen hinausgeworfen, und jetzt bin ich glücklich, weil ich weiss, dass der Grosse Geist uns liebt."<sup>50</sup>

## 9.11 Aberglauben

»12. Februar. - "Mustagan, was bedeuten diese schwarzen Löcher an der Böschung dort?"

"Das sind Öfen zum Hunde braten, Herr. Die Indianer braten ihre Lieblingshunde, und dann essen sie sie bei einem Festmahl zum Andenken an irgendeinen Vorfahren."

"Die armen Hunde! Was sie ausstehen müssen!"

"Sie heulen entsetzlich."<sup>51</sup>

»20. Februar. - Wir entdecken einen einsamen Wigwam neben einer Gruppe Birken. ...

In der Tür erscheint ein Indianer mit beunruhigend stechenden Augen. Sein Gesicht wirkt ebenso intelligent wie verschlagen. Bei seinem plötzlichen Auftauchen läuft es mir kalt den Rücken hinunter.

"Er ist ein Zauberer", flüstert mir Mustagan zu.

Der Indianer erklärt uns, warum er hier so einsam lebt.

"Viele Jahre bin ich mit einem Zauberer umhergezogen, um von ihm die Geheimnisse zu erfahren, die er über die Menschen und die Natur wusste. Er hat mich gelehrt, welche Kräfte in den Pflanzen und Tieren sind; ich kenne die Heilmittel und weiss, wie man sie anwendet. Jetzt warte ich darauf, dass die Geister zu mir reden. Zwanzig Tage lang habe ich nichts zu mir genommen, nur abends nach Sonnenuntergang Wasser von ausgekochten Knochen. Nun faste ich so lange, bis die Geister mich durch die Reiche des Himmels führen, um mich die Geheimnisse des Lebens und des Todes zu lehren."

Er erzählt uns einige seiner Visionen.

Seine Worte flössen meinen Führern eine Angst ein, die mich wundert. Als wir weiterfahren, frage ich Mustagan nach dem Grund.

"Herr", sagt er, "du kennst nicht die Arzneien des Zauberers. Er kann die Kranken heilen, noch öfter aber vergiftet er die Gesunden. Wenn er ein paar Tropfen von den Giften, die er fabriziert, ins Essen mischt, kann er auf der Stelle töten oder wahnsinnig machen oder grauenhafte Schmerzen hervorrufen. Das ist der Grund, warum die Indianer vor den Medizinmännern zittern."

---

<sup>50</sup> S. 56-57

<sup>51</sup> S. 52-53

"Und warum duldet ihr sie?"

"Durch ihre Urteilssprüche werden die Gesetze und Regeln des Stammes aufrechterhalten. Ohne diese Angst gäbe es keine Ordnung mehr.

"Und die Windegoos, Mustagan?"

"Ja, du hast recht, Herr! Die Indianer fürchten die Windegoos, die bösen Geister, die darauf aus sind, ihnen Unheil anzutun. Denn sie sind es, die das Wild vor den Jägern verscheuchen, die die Stürme schicken und die Wanderer in die Irre führen und sogar verschlingen. Um den Zorn der bösen Geister zu besänftigen, hält sich der Indianer an den Zauberer."<sup>52</sup>

=> Der Indianer erwartet von den Zauberern Gesetz, Führung und Hilfe, fürchtet ihn aber.

»8. März. - "Mustagan, was ist das für ein merkwürdiger Wald dort? Mit den Stämmen, die zwei oder drei Meter über dem Boden abgesägt sind? Sieht es nicht so aus, als wenn der eine Stumpf zurechtgehauen wäre und einen Bären darstellen soll? Und der andere dort einen Menschen?"

"Das sind die Götzenbilder dieses Stammes." ...

"Herr, du weisst, dass ich zu diesen Göttern kein Vertrauen mehr habe. Ich höre den Grossen Geist in den Wäldern; ich sehe im Donner und im Sturm seine Macht; ich erkenne seine Güte in den Rentieren, den Bibern und den Bären, die er uns im Winter gibt. Bei jedem Mondwechsel bereitet er uns unsere Nahrung. Ich habe seit Jahren über diese Dinge nachgedacht, und ich Weiss, dass der Grosse Geist gütig ist. Aber mein Volk begreift das nicht. Wir glauben nicht, dass der Grosse Geist in diesen toten Baumstümpfen sei, aber wir wissen nicht, wie er ist, wir haben ihn noch nie gesehen und können uns nicht denken, wie er aussieht."

Auf der kahlen, sonnenbeschienenen Ebene greifen die Hunde munter aus. Mustagan setzt sich neben mich, und wir sprechen lange von Jesus und der Liebe des Vaters.«<sup>53</sup>

## 9.12 Kälte

»Das Thermometer zeigt heute abend 52 Grad unter Null. Die Kälte macht unser Abendessen schwierig. Nur mit Mühe können wir den Schnee in den ans Feuer gestellten Kesseln zum Schmelzen bringen, und wir müssen lange auf den Tee warten. Um uns Wärme zuzuführen, kochen wir das fetteste Fleisch, das wir besitzen, ein Stück Bärenfleisch und einen halben Biber.

Endlich können wir den kochendheissen, kräftigen und stark gesüssten Tee in unsere Tassen giessen. Das Schwierige ist nun das Trinken; schon nach zwei bis drei Minuten gefriert er in der Tasse. Auch das Fleisch gefriert wieder - dreimal während dieser Mahlzeit; und bevor wir weiteressen können, müssen wir es wieder in den Kessel mit kochendem Wasser legen, den wir zu diesem Zweck am Feuer haben stehen lassen.«<sup>54</sup>

---

<sup>52</sup> S. 53-54

<sup>53</sup> S. 55-56

<sup>54</sup> S. 52

»Der Mangel an wirklicher Ruhe setzt mir sehr zu, ich bin abgespannt durch den aufreibenden Kampf gegen die erbarmungslosen Winde und die ständige Kälte.«<sup>55</sup>

»3. März. - Die Kälte ist furchtbar, die Temperaturen bewegen sich um 60 Grad. Des Nachts winseln die Hunde zum Erbarmen. Mustagan steht auf und zieht ihnen als wärmende Fussbekleidung ihre Schuhe an. Diese kleine Aufmerksamkeit bringt die Klagelaute der Hunde zum Verstummen. Der gute Mustagen! Mitten in der Nacht aufzustehen, ist keineswegs angenehm. Wenn ein Indianer sich in seine berühmte Pelzdecke aus hundertzwanzig Kaninchenfellen eingewickelt hat, wird ihm warm und er schwitzt, auch beim ärgsten Sturm. Es ist eine wahrhaft heroische Tat, aus dem warmen Nest herauszukriechen und die Hunde aufzusuchen.«<sup>56</sup>

### 9.13 unschöner Frühling

»Seit einigen Tagen ist die Temperatur im Steigen; der Frühling naht. Der April bringt Stürme; mit Ungeduld warten wir darauf, wieder Blumen zu sehen und das Murmeln der Bäche zu hören.

Wir eilen gegen Osten, doch die Fahrt ist sehr beschwerlich. In den Ländern mit viel Schnee sind die Wochen, die die Wiederkehr des Frühlings einleiten, die trostlosesten des ganzen Jahres. Der Wind häuft neue Schneewehen auf und schiebt das Kommen des Sommers immer wieder hinaus, so dass man fast verzweifelt. Dann verwandeln die ersten Regengüsse die Fahrbahn in ein Meer von Matsch; nur mit Mühe kommt man in dem schweren Schnee noch voran. Die Hunde versinken in den Vertiefungen, und nur mit grosser Anstrengung kann man den Schlitten wieder flott machen.«<sup>57</sup>

»Anfangs Mai folgen mehrere warme Tage. Unter den brennenden Strahlen der Sonne wird die Eisdecke auf den Seen ziemlich dünn. Das Tauwetter bringt uns in Gefahr. Wir fahren nicht sehr weit vom Ufer einen See entlang und ahnen nicht, wie brüchig unsere Fahrbahn ist.

Auf einmal habe ich das Gefühl, als wenn das Eis sich unter dem Gewicht des Schlittens biege; im nächsten Augenblick ist die Schlittenkufe von Tenagibachak schon eingebrochen. Überrascht und beunruhigt will ich meine Hunde anhalten. Aber Mustagan hat die Gefahr sofort erkannt: "Nicht anhalten, Missionar; fahre gleichmässig weiter, nicht ruckweise; halte auf das Ufer zu."

Auch die Hunde haben die Gefahr sogleich gespürt; aus eigenem Instinkt haben sie einen gleitenden, regelmässigen und vorsichtigen Trab eingeschlagen und bringen uns in sanftem Lauf aufs sichere Land.«<sup>58</sup>

Mustagan führt sie über einen inzwischen wieder vereisten See. Die Eisdecke bricht unter Tenagibachaks Schlitten. Er und ein Hund fallen ins Wasser, werden aber gerettet. Sie warten, bis der Schlitten begorgen

---

<sup>55</sup> S. 55

<sup>56</sup> S. 55

<sup>57</sup> S. 57

<sup>58</sup> S. 57-58

worden ist. »kaum aus dem Wasser herausgezogen, bedecken sie sich schon mit einer dicken Eisschicht und beginnen jämmerlich zu wimmern. Sobald wir den Schlitten hochgehisst haben, eilen wir zum Ufer und entfachen dort ein grosses Feuer, das unsere armen Vereisten von ihrem Panzer befreit.«<sup>59</sup>

## 9.14 Enttäuschung

»Dann folgen etwas wärmere Tage; das Thermometer schwankt um Null. Wieder bringt das Nahen des Frühlings trostloses Wetter. Es schneit jeden Tag, aber nun ist es nicht mehr der schöne leichte Pulverschnee der Wintermonate, sondern schwere, nasse Flocken sinken lautlos und eintönig hernieder. Unter unseren Füssen ballt der Schnee sich zusammen, er schmilzt und pappt.«<sup>60</sup>

»Unter dem Einfluss dieses deprimierenden Wetters überkommt mich häufig Mutlosigkeit. Während der letzten Wochen habe ich versucht, meine Enttäuschung vor mir selber zu vertuschen; jetzt bricht die Niedergeschlagenheit offen durch.

Seit fünf Monaten überqueren wir die schneebedeckten Ebenen, eine 10 000 Kilometer lange Spur haben unsere Schlitten auf dieser ungewöhnlichen und aufregenden Reise in die weissen Flächen gegraben. Wir sind in nahe Berührung mit wildlebenden Indianern gekommen; in ihren Wigwams habe ich gewohnt, ich bin mit ihnen auf die Jagd gegangen, ich habe sie beobachten können, ihren Charakter, ihre Lebensweise .... Und doch bin ich enttäuscht! Keiner dieser Rothäute gleicht dem Indianer meiner Kindheit, dem, den ich wiederfinden möchte.«<sup>61</sup>

»Die Algonquins, die ich getroffen habe, sind imponierend und grossartig, aber das Edle in ihnen wird durch ihre heidnische Gesinnung entwertet. Überall regiert die Missgunst, die Gewalt, die Lasterhaftigkeit. Die Menschen sind unglücklich, von einer ständigen Angst gehetzt. Ein armes Volk! Nach aussen stark und stolz und unerschrocken, aber durch die Wildheit seiner Sitten ohne Glück.«<sup>62</sup>

## 9.15 Christliche Indianer!

Der Schlitten von James bricht auseinander. Tenagibachak hilft ihm beim Reparieren, während Mustagan weiterfährt, um einen geeigneten Lagerplatz zu finden.

»Die Nacht ist schon hereingebrochen, als Mustagan und sein Gefährte in ein Dorf gelangen. Der tiefe Schnee verschluckt das Geräusch ihres Gespanns: niemand hat sie kommen hören. Sie lauschen; aus einem grossen Wigwam dringen Töne an ihr Ohr. Sie gehen näher hin und hören zu ihrem Staunen

---

<sup>59</sup> S. 59

<sup>60</sup> S. 59

<sup>61</sup> S. 59-60

<sup>62</sup> S. 60



Gesang - nicht die monotonen Beschwörungsformeln der heidnischen Zauberer, der Medizinmänner, sondern ein christliches Lied. Darauf spricht eine kräftige und klare Stimme ein Gebet: "Herr, sende uns doch einen Missionar." Die Bitte wird mit grosser Inbrunst mehrmals wiederholt: "Herr, sende uns doch einen Missionar, der uns hilft, dich besser zu erkennen durch dein Wort, dich und deinen Sohn Jesus Christus!" Freudig bewegt hebt Mustagan das Leder hoch, das als Tür dient, tritt leise ein, kniet inmitten der Indianer nieder und betet mit. Als sie sich erheben, kündigt er ihnen das Eintreffen eines Missionares an. Voller Entzücken drängen sich nun alle um ihn, mit Freudenrufen und Tränen des Glücks nehmen sie ihn in ihrer Mitte auf; sie meinen, er komme auf ihr Gebet hin stracks vom Himmel. Ihr Stamm hatte vor Jahren das Evangelium angenommen, als sie noch fern im Osten lebten. Dann, nachdem auch sie geflohen waren, hatten sie seit langem jegliche Verbindung mit der christlichen Kirche verloren, aber ihrem neuen Glauben waren sie treu geblieben und hatten ein rechtschaffenes Leben geführt. Auch achteten sie noch immer die Sonntage.

Als ich eine Stunde später in dem Dorfe eintraf, empfing mich Mustagan mit den Worten:

"Herr, sie warten schon auf dich."

Wir bleiben ein paar Tage bei diesen Indianern, die nach der Erkenntnis Gottes streben, dann setzen wir unsere Fahrt nach Norway House wieder fort. Mir ist es leid, dass ich diesen jungen Christen nicht wenigstens ein Evangelium habe dalassen können, einen Führer für ihren aufstrebenden Glauben. Unterwegs sagt Mustagan zu mir:

"Herr, gib uns Gottes Wort in unserer Sprache, und lehre uns lesen."<sup>63</sup>

## 10. Missionsreise 2: Im Rindenkanu

»Das Tauwetter hält uns in Norway House gefangen. Der Sommer naht: wir bereiten eine neue Fahrt vor. Kein fester Weg führt im Sommer durch dieses riesenhafte Land voller Urwald, Seen und Sümpfe. Die einzigen Reiserouten sind die Flüsse. In seinen Seen und Flüssen besitzt das Land ein wertvolles Netz von Wasserwegen, Tausende von Kilometern lang: wir werden unsere Reise im Kanu machen.«<sup>64</sup>

### 10.1 Das Kanu

»Meine Genossen machen sich ans Werk. Sie holen sich Birkenrinde, die biegsam und widerstandsfähig ist. Der erfahrene Kanubauer bemüht sich, die Rindenstücke möglichst gross zu machen; an dem Birkenstamm macht er zuerst einen langen, senkrechten Schnitt, dann an dessen oberem und unterem Ende einen waagrechten Schnitt rund um den Stamm. Mit einem langen Messer löst er dann die Rinde vorsichtig in einem Stück vom Holz des Stammes ab. Um die einzelnen Rindenstücke zusammenzufügen, näht er sie

---

<sup>63</sup> S. 61-62

<sup>64</sup> S. 63

mit dünnen Fichten- und Tannenwurzeln aneinander; in Wasser eingeweicht und ausgiebig gewalkt, werden diese Wurzeln so geschmeidig wie Lederriemen.

Das durch Zusammennähen entstandene "Tuch" aus Rinde wird über ein festes Gestell gespannt und wiederum mit Wurzeln festgenäht. Dünne, im Halbkreis gebogene Stäbe aus Zedern- oder Edeltannenholz geben die Verstärkung - elastisch genug, um bei Stößen nicht zu brechen, und doch so stark, dass das Boot seine regelmässige Form und seine Festigkeit behält. Zum Schluss werden die Nahtstellen mit Fichtenpech überzogen, ebenso alle schwachen oder exponierten Teile.

"Komm mit, Missionar, und sieh zu, wir wollen das Kanu ausprobieren, ob es dicht ist."

Das Boot ist zwischen zwei Bäumen aufgehängt und mit Wasser gefüllt. Jede undichte Stelle wird sofort erkannt und mit Pech gedichtet.

Das Kanu aus Rinde flösst mir keinerlei Vertrauen ein, es ist so leicht und so zerbrechlich! Aber die Indianer versichern mir, dass ich seine vielen Vorzüge bald erkennen werde.«<sup>65</sup>

»Bei günstigem Wind hissen wir ein grosses viereckiges Segel, das den Ruderern eine willkommene Hilfe bringt. Die Fahrt auf den umwaldeten Flussläufen ist dann voller Reize.«<sup>66</sup>

»Auf einer Tragstrecke begegnen wir einem prachtvollen Kanu der Hudsonbay-Gesellschaft. Zwölf Meter lang und in der Mitte zwei Meter breit, hat es doch nur einen Meter Tiefgang; vorne und hinten läuft es spitz zu und endet beiderseits in einer schmalen Kante. Mit drei Fahrgästen und sechs Ruderern transportiert es tausend Kilo Fracht; trotzdem ist es so leicht, dass zwei Mann es ohne Mühe tragen können. Seltsame Gegensätze: kurz darauf treffen wir auf einen einzelnen Jäger, der in der einen Hand sein Gepäck trägt und mit der anderen sein winziges Kanu hält, das wie ein Hut auf seinem Kopf thront.«<sup>67</sup>

## 10.2 Kahwonaby

»Ein wenig enttäuscht bin ich offen gestanden auch von dem Aussehen Kahwonabys, der bei dieser Sommerfahrt unser Steuermann und Führer sein soll. Gewiss, kräftige Muskeln hat er, aber die stolze Haltung Mustagans besitzt er nicht, auch nicht dessen entschlossenes Wesen. Allerdings muss ich zugeben, dass er bei der Leitung des Bootsbaues sowohl Gewissenhaftigkeit als auch Tüchtigkeit bewiesen hat; und ich war erstaunt, mit welcher Freundlichkeit und Sanftheit er den Arbeitern seine Anordnungen gab, und wie rasch und bereitwillig diese befolgt wurden. Vielleicht hat dieser stille Mensch viel mehr Autorität, als man bei seinem ruhigen, bescheidenen Wesen annehmen würde.«<sup>68</sup>

---

<sup>65</sup> S. 63-64

<sup>66</sup> S. 66

<sup>67</sup> S. 69

<sup>68</sup> S. 64

»Stunden- und tagelang im Kanu sitzen, ohne sich zu rühren, ist anstrengender als man denkt - wenn man nicht wie die Indianer von Kindheit auf daran gewöhnt ist.«<sup>69</sup>

### 10.3 Aufbruch

»Mitte Juni besteigen wir das Rindenkanu und starten. Wir fahren den Nelsonfluss hinauf, am Ufer des Winnipegsees entlang und dann in den Saskatchewan. Natürlich ist diese Reise sehr viel angenehmer als unsere Fahrt im Winter. Vor allem haben wir bequeme Nachtlager und eine viel leichtere Verpflegung.«<sup>70</sup>

### 10.4 Andacht

»Abends schlagen wir am Ufer unter Bäumen unser Lager auf. Ein grosses Feuer flackert und erhitzt die Kessel; daneben steht das Zelt, in dem wir schlafen. Am Feuer halten wir unsere Abendandacht. Wenn in der Nähe Indianer wohnen, so nehmen sie daran teil, und alle freuen sich, wenn sie Lieder und Geschichten aus der Bibel hören.«<sup>71</sup>

### 10.5 Hindernisse

»Allmählich fasse ich auch Zutrauen zu unserem Kanu und lasse mich von den Wellen schaukeln. Aber was bedeutet dieser plötzliche Stoss? Wir sind über eine treibende Eisscholle hinweggerutscht. Mit ihrer scharfen Kante hat sie unseren Bootsrumph aufgeritzt, und das Wasser dringt in Strömen ein. In grosser Hast erreichen unsere Ruderer das Ufer, während ich, soweit es geht, das einströmende eisige Wasser ausschöpfe. Am Lande zünden die Ruderer ein Feuer an, um Harz zu schmelzen, währenddessen untersuche ich mit Kahwonaby die Wunde unseres Bootes. Der Steuermann flickt die Rinde wie den Riss in einem Kleidungsstück und näht sie mit feinen, weichen Fichtenwurzeln sorgsam wieder zu. Eine gute Lage Pech macht die Stelle wasserdicht. In kurzem ist das Boot wieder fahrbereit.«<sup>72</sup>

»Während der Tauperiode ist das Flusswasser trüb, und dies bringt uns oft in unangenehme Situationen. Eines Tages laufen wir auf einen Felsen auf; die Ruderer springen in das eisige Wasser, schwimmen um das Boot herum und können es nun, nachdem es leichter geworden ist, von dem Felsen herunterschicken.«<sup>73</sup>

---

<sup>69</sup> S. 67

<sup>70</sup> S. 65

<sup>71</sup> S. 65

<sup>72</sup> S. 65

<sup>73</sup> S. 65

## 10.6 Regen

»2. Juli. - Seit drei Tagen begleitet uns als allzu anhänglicher Gefährte der Regen. Das schlechte Wetter ist sehr strapaziös, denn im Kanu gibt es keinerlei Schutz, weder Zelt noch Kabine. Jeder Regenguss kommt herab wie eine Sintflut und in wenigen Minuten ist alles durchnässt, die Kleider, das Gepäck, der Proviant. Das Schlimmste ist, dass man immer auf der gleichen Stelle sitzen muss, im Regen wie bei brennender Sonne, einmal völlig aufgeweicht und am nächsten Tage ausgedörrt von Hitze. Aber keinem kommt es in den Sinn, die Fahrt wegen dieser Unbilden zu unterbrechen; und abends legt man sich am Land zum Schlafen auf die Erde, mag sie trocken oder nass sein.

3. Juli. - Die Flussufer sind durch den Regen zu Morästen geworden, wir finden nirgends eine Stelle zum Kampieren. Das Kanu ist nun auch nachts unsere einzige und schwankende Unterkunft, essen und auch schlafen müssen wir im Boot, ohne Feuer.«<sup>74</sup>

## 10.7 Bisons

»9. Juli. - Wir haben unser Zelt am Ufer aufgeschlagen. Bäume gibt es hier nur wenig; so weit der Blick reicht, dehnt sich eine weite, grasbewachsene Ebene. Es ist die von den Indianern so geliebte Prärie.

In der Nacht weckt mich ein seltsames Dröhnen. Zieht ein Gewitter auf?

Nein, was erdröhnt, ist der Boden, man spürt die Erschütterung.

"Rasch ins Boot!" ruft Kahwonaby. Noch schlaftrunken leiste ich ihm Folge, ohne zu verstehen, warum. Die Ruderer treiben das Kanu hastig auf den Fluss hinaus, das beängstigende Dröhnen kommt näher und näher. Es ist wie eine riesenhafte, finstere Welle, die am Fluss entlang über die Prärie dahinfegt, unter wildem Brüllen, und hinter der Welle erhebt sich eine ungeheure, die ganze Ebene bedeckende Staubwolke. Eine Erdkatastrophe scheint hereinzubrechen, meine Kehle ist wie zugeschnürt. Schliesslich bricht aus dem Dunkel der Nacht eine schwarze, trompetende Masse hervor, die am Ufer des Flusses entlangbrandet und auf ihrem Wege alles niederwalzt. Die Welle braust vorüber, eine zweite folgt, und wieder eine neue. Dann zieht das Dröhnen langsam ab, und auf der in Staub gehüllten Ebene tritt wieder Ruhe ein. Zu Tausenden sind die rasenden Büffel vorübergebraust. Von sinnloser Panik getrieben, haben sie alles auf der Ebene vernichtet und auch unser Lager in blinder Grausamkeit zertrampelt.

"Kahwonaby, warum haben wir die Büffel nicht mit Gewehrschüssen in eine andere Richtung gejagt?"

"Das kann man nicht; diese Riesenherden lassen sich durch nichts zum Stehen bringen. Die ersten werden von den Tausenden von anderen, die in Raserei geraten sind, rettungslos nach vorn getrieben."

Unser Zelt liegt in Fetzen da. Wir ziehen das Kanu ans Ufer und drehen es um, so dient es uns als Schutzdach.«<sup>75</sup>

---

<sup>74</sup> S. 65-66

<sup>75</sup> S. 68-69

## 10.8 Sturm

»Das Wetter ist schön, der Wind günstig; wir fahren in den See hinein. Plötzlich bricht ein Sturm los. Ich kann mich nur schwer an die krassen Wetterumschläge gewöhnen, die das Fahren auf den Seen Kanadas so gefährlich machen. Mit ungeahnter Heftigkeit rast der Wind über die oft hunderte von Kilometern langen Wasserflächen; der Wellengang gleicht dem des Meeres. Der ganze See ist aufgewühlt, und so plötzlich bricht der Aufruhr los, dass der Ruderer überrumpelt wird.

Von den enormen Wellen hin- und hergeworfen, hasten wir zum Ufer und landen an der ersten besten Stelle. Alles rennt zu den schützenden Tannen, auch das Boot und das Gepäck wird dorthin geschleppt. Vom Sturm gepeitscht, richten wir mit Mühe unser Zelt auf.«<sup>76</sup>

»Dann geht das Umwetter vorüber und zieht ab, überrascht findet man sich in einer plötzlich beruhigten Natur wieder. Der wiederhergestellte Friede beeindruckt nicht weniger als der überstandene Aufruhr.«<sup>77</sup>

## 10.9 Wildwasser

»Ähnliche Aufregungen erwarten den Kanufahrer, wenn er die Stromschnellen hinabfährt. Manche wildbachartige Flussstrecken, die man bei der Bergfahrt durch Tragen der Boote umgeht, werden bei der Talfahrt im Kanu zurückgelegt. Die Nähe einer Stromschnelle versetzt den Reisenden in Aufregung, oft sogar in Angst und Schrecken. Das Durchfahren dieser Stellen ist ein interessantes, manchmal schwindelerregendes Erlebnis und fast nie gefahrlos.

Wenn man sich dem Punkt nähert, wo die Strömung zu toben beginnt, bieten die Ruderer alle ihre Kräfte auf, um dem Boot eine Geschwindigkeit zu geben, die noch grösser ist als die des Wassers, damit sie das Kanu gut steuern können. Steuermann wie Ruderer stehen aufrecht im Boot, so können sie das schwache Fahrzeug am besten in die weniger gefährlichen Bereiche dirigieren. Der Fluss rauscht und braust, auf allen Seiten spritzt das Wasser schäumend hoch, wenn es auf die Riffe prallt. Zuweilen schisst das Boot mit erschreckender Geschwindigkeit auf einen Felsen zu, gegen den das Wasser tobend anrennt. Wer solche Fahrten nicht gewohnt ist, meint, das Kanu müsse jeden Augenblick zerschellen und in den wilden Strudeln rettungslos versinken. Aber durch einen kräftigen Ruderschlag des Steuermanns gelenkt, entgeht das gebrechliche Fahrzeug der Gefahr. Es taucht in die aufgewühlten Fluten, streift mit der Bordwand die Riffe. Für Augenblicke treibt es still auf einer ruhigeren Gegenströmung, als überlege es, wie es am besten aus dieser vorübergehenden Geborgenheit herausfahre.«<sup>78</sup>

---

<sup>76</sup> S. 69-70

<sup>77</sup> S. 70

<sup>78</sup> S. 71

## 10.10 Indianer

»In der Nähe des Ufers, von Bäumen halb verdeckt, taucht das Indianerdorf auf. Die Zelte sind zahlreich; etwa hundert an der Zahl, drängen sie sich eng zusammen. Nicht weil es an Platz mangelte: Das Land ist endlos und die Bevölkerungszahl gering; dass man die Behausungen so eng zusammendrängt, geschieht aus Gründen der Sicherheit. Ein enggebautes Dorf lässt sich besser verteidigen gegen äussere Feinde. Um so schlechter aber gegen innere, gegen Krankheiten und Laster.

Wir legen an. Mit feierlicher Geste empfängt der Häuptling das erste Bleichgesicht, das sein Dorf betritt. Welch prachtvolle Gestalt, dieser Häuptling! In ihm verkörpert sich der ganze Stolz der Rasse, der Adel und die ungebrochene Kraft der freien Völker. Seine imponierende Figur, die energischen Bewegungen, das intelligente, feingeschnittene Gesicht, der herrscherhafte Blick, alles nötigt einem Achtung und Respekt ab. Der Häuptling ist in grosser Aufmachung: Adlerfedern schmücken den Kopf, setzen sich in dichter Reihe über seinen ganzen Rücken fort und schleppen wie ein Schweif am Boden nach; zwei Büffelhörner bezeichnen seinen Rang; das lederne Gewand ist reich bestickt.

Der Häuptling lädt uns in seinen Palast ein. Welche Überraschung! Dieser prächtige Indianer wohnt in einem jämmerlichen Wigwam; ein paar abgeschabte Felle ... Am Boden liegen noch die Reste der letzten Mahlzeit, das, was die Hunde übrig liessen. Alles starrt vor Schmutz.

Der Häuptling ist nicht reicher als seine Untertanen; jeder lebt von den Erträgen des Fischfangs und der Jagd, immer von der Hand in den Mund. Man kennt weder Eigentum noch Sparsamkeit. Die wildlebenden Indianer mit ihrer imponierenden Freiheit sind in Wahrheit ständig vom drohenden Hunger gejagt. Sie haben kein Gemüse, kein Getreide, kein Brot; sie leben nur von Wild und Fischen. Salz ist eine Seltenheit, bei manchen Stämmen ist es gänzlich unbekannt; Ahornzucker gilt als höchste Leckerei. ...

Wir nehmen teil am Mahl des Häuptlings und der Vornehmen des Stammes. Die Frauen haben ein Festmenü zusammengestellt: getrocknete Büffeltungen, eine Bärenschulter und einen halben Biber. Im Kreise um das Feuer sitzend, hauen alle tüchtig ein, die abgenagten Knochen wirft man über die Schulter nach hinten, wo sich dann die Frauen darum streiten.«<sup>79</sup>

»Arme Mutter - nicht die Geister haben dir die Kinder weggenommen, es war der Schmutz in deinem Wigwam, das unregelmässige Essen, der Hunger, die Unbilden des Wetters. Die Kindersterblichkeit in den Indianerwigwams ist erschreckend gross. Am Abend sagt Kahwonaby:

"Mir ist schwer ums Herz, Missionar. Ich sehe, wie unglücklich mein Volk ist, weil es fern von Gott lebt."«<sup>80</sup>

## 10.11 Squaws

»Dieses Dorf sieht besonders ärmlich aus, noch mehr als die andern. Keiner hat genug zu essen, die Jagd ist schlecht gewesen. Die Männer sind entmutigt, müde; vergeblich haben sie die Wälder durchstreift auf

---

<sup>79</sup> S. 72-73

<sup>80</sup> S. 74

der Suche nach Jagdwild. Sie tun mir leid, ich übermittle ihnen die Aufforderung Jesu: "Kommt zu mir, die ihr müde und beladen seid."

Die Jäger empören sich und protestieren:

"Den Squaws, unseren Frauen, kannst du solche Reden halten; die geht es an, nicht uns; sie sind müde, denn das Arbeiten ist ihre Sache."

Die Männer ziehen sich in kleine Gruppen zurück und begeben sich zum Fluss, um ihre Pfeifen zu rauchen. Die Frauen laufen geschäftig hin und her. Die eine schleppt Wasser, eine andere Brennholz für den Wigwam; einige bearbeiten Felle für Kleider, wieder andere nähen Mocassins.

Die Männer, selber untätig, beaufsichtigen die Frauen, machen viel Geschrei und kritisieren, aber keinem kommt es in den Sinn, selber anzupacken. Häusliche Arbeit jeder Art verachten sie aufs tiefste. Auf Fahrt sind sie von bewundernswerter Ausdauer und ertragen ohne Klage Strapazen und Entbehrungen, aber nie lassen sie sich dazu herab, im Dorf auch nur die kleinste Arbeit zu verrichten. Das, sagen sie, ist Weibersache. Sie, die Frauen, müssen, wenn der Stamm auf Fahrt ist, die Zelte zusammenlegen, transportieren, wieder aufrichten; ihre Sache ist es, für alles zu sorgen, was das Leben im Wigwam erfordert.«<sup>81</sup>

»Ein Jäger kommt ins Dorf zurück. Er hat im Wald einen Hirsch erlegt. Die Nachricht löst bei den Ausgehungerten grosse Freude aus, aber das erlegte Wild ist nicht da; der Mann hat es nicht hertragen wollen, trotz seines knurrenden Magens. Er ruft seine Frau, die gerade Holz spaltet:

"Geh in den Wald, meiner Spur nach, Hundeweib, und hol den Hirsch. Los, beeil dich, ich bin hungrig."

Er wirft mit einem Stock nach ihr, um ihren Aufbruch zu beschleunigen. Nach zwei Stunden kommt die Frau erschöpft zurück; die schwere Last trägt sie auf dem Rücken und hält sie mit einem Riemen, der über ihre Stirn gelegt ist. Trotz ihrer Erschöpfung macht sie sich sofort daran, die Beute zu zerlegen und zu kochen. Ihr Mann lädt grosszügig zum Essen ein; die Herren tun sich gütlich, während sie, die Arme, im Hintergrund auf ein paar Überreste lauert und auch um diese sich noch mit den Hunden balgen muss.«<sup>82</sup>

»Die Frau beklagt sich nicht über ihr Los; sie schätzt sich glücklich, dass sie arbeiten kann. Sie hat oft gesehen, dass Frauen misshandelt oder zu Tode geschlagen wurden, weil sie zu alt oder schwach geworden waren; wenn sie sich nicht mehr nützlich machen können, will der Mann oder Sohn sie nicht mehr ernähren müssen. Dass eine Frau mit Güte oder Freundlichkeit behandelt werden könne, das übersteigt das Vorstellungsvermögen sowohl der Indianerin selber als auch die ihres Mannes.«<sup>83</sup>

»Da Kahwonaby sich die Hand verletzt hat, habe ich mit einem Indianer einen Handel abgeschlossen: eine Woche soll er uns das Brennholz liefern. Darauf holt er seine Frau und überträgt die ganze Arbeit ihr. Während sie das Brennholz sägt und spaltet, setzt der Gatte sich auf einen Baumstamm und raucht seelenruhig seine Pfeife. Doch dann regt er sich noch auf und schreit sie an:

"Mach doch voran, mir ist kalt hier!"

---

<sup>81</sup> S. 75-76

<sup>82</sup> S. 76

<sup>83</sup> S. 76-77

Kahwonaby hört es. Diesmal gerät der sanfte Steuermann in Harnisch und jagt den faulen Hund davon. Trotz seiner Verletzung greift er selbst zum Beil. Ein Indianer kommt vorüber.

"Was tust denn du da?" fragt er. "Lass doch deine Frau die Arbeit machen!"

Kahwonaby gibt ihm keine Antwort, mit kräftigen Hieben spaltet er die Scheite.

Abends sagt er: "Herr, mein Volk macht sich unglücklich, weil es die Liebe Jesu nicht erkennt." Er schweigt, denkt nach und fügt schliesslich hinzu:

"Missionar, mein Herz ist schwer, denn auch ich bin früher hart und schlecht zu meinen Angehörigen gewesen. Glaubst du, dass Gott mir das verzeihen kann?" Beim Aufstehen am nächsten Morgen ist Kahwonaby wieder fröhlich:

"Die ganze Nacht habe ich geweint und gebetet. Jetzt bin ich ganz erleichtert. Ich wünschte, alle Indianer erkannten Gottes Liebe, damit sie alle glücklich würden."<sup>84</sup>

## 10.12 Der Wasserfall

»Donnerstag. - Wir fahren den Fluss hinab und nähern uns seinen schönsten und gewaltigsten Wasserfällen, den "Silbernen Kaskaden". Der Name rührt daher, dass sie vor lauter Schaum völlig weiss aussehen, wenn man von unten den Fluss hinaufkommt, auch aus der Entfernung. An den Wasserfällen ist der Fluss über dreihundert Meter breit, und nichts, was von der Strömung mit hineingerissen wird, kommt lebend heraus.

Unsere zwei Kanus sind mit je sechs Mann besetzt. Als wir in die Nähe der Landestelle kommen, oberhalb der Wasserfälle, sind meine Ruderer beim Steuern unbegreiflich leichtsinnig. Sie lassen unser Boot in die Strömung geraten, die es vom Land entfernt; wir werden mit grosser Geschwindigkeit auf die Wirbel zugetrieben. Endlich erkennen die Männer die Gefahr, und rudern nun mit aller Kraft, um den Hafen zu erreichen und dem sicheren Tode in der Tiefe zu entgehen. Auch ich greife mir ein Ruder und setze alle Kräfte ein. Es ist ein erbittertes Ringen. Wird uns der Abgrund, der schon in nächster Nähe ist, verschlingen? Unser schwerbeladenes Boot gehorcht dem Steuerruder nicht und wird abgetrieben. Aber dennoch, unter Aufbietung aller unserer Kräfte, rücken wir ganz langsam vorwärts, Zoll um Zoll. Nur fünf Meter trennen uns noch von der Landestelle, aber gerade dieses kleine Stück sind wir zu weit unterhalb! Die Männer des anderen Kanus sehen vom Ufer zu, voller Schrecken, aber ausserstande, uns irgendwie zu helfen, sie können uns nur anfeuern: "Ziehen! Ziehen!"

Und schliesslich berührt die Spitze des Kanus das heiss ersehnte Ziel - wir sind gerettet!

Als die anderen Ruderer uns endlich auf das sichere Ufer steigen sehen, beginnen sie zu lachen; wir seien kreidebleich gewesen, sagen sie; und dieses Abenteuer werde uns wohl lehren, das nächste Mal beizeiten auf die Landestelle loszusteuern. Von Herzen lachen, wenn die Gefahr überstanden ist, liegt in der Natur der Indianer. Meinen Ruderern allerdings ist das Lachen vergangen, sie haben zuviel Angst ausgestanden.

---

<sup>84</sup> S. 77-78



Auch ich brauche mehr als eine halbe Stunde, um mich von meinem Schrecken zu erholen und meine Nerven wieder zu beruhigen.«<sup>85</sup>

An dieser Beinahe-Katastrophe war Budd schuld. Kahwonaby entzog ihm trotzdem nicht das Vertrauen und ermutigte ihn weiter. »Treuer Kahwonaby! Budd ist sein Schüler, morgen wird der junge Bursche vielleicht schon sein Rivale sein; er will ihn nicht entmutigen.«<sup>86</sup>

### 10.13 Enttäuschung

»Durch die Regenfälle Anfang September kühlt die Luft sich plötzlich ab. Eine schleichende Unruhe, eine unversehene Traurigkeit ergreift uns: der Winter ist nahe!«<sup>87</sup>

»Das Fahren in dem kalten Regen entmutigt uns. Im Nu sind wir bis auf die Haut durchnässt; das Wasser rieselt über unsere frierenden Leiber. Gegen starke Stürme anzukämpfen, macht mir Freude; aber wenn ich einen pausenlosen Regen über mich ergehen lassen muss, tatenlos, in einem engen Boot, in dem man sich nicht rühren kann, dann sinkt mein Herz in sich zusammen.«<sup>88</sup>

»Ich bin schlaff und müde, ich kann mir nicht mehr verhehlen, dass auch diese Reise mich enttäuscht hat. Seit vier Monaten befahren wir die Seen und Flüsse, vieles war grossartig und aufregend. Wir haben prächtige Indianer gesehen, wir sind wunderbaren Ruderern begegnet; ungezählte Wigwams haben wir besucht im Schoss der grossen Wälder. Wieviel stolze Kraft liegt im freien Leben dieser Rothäute! Aber in den Wigwams - welche Trübsal; wieviel verborgene Not in diesen Heidenseelen! Gewalttätigkeit und Herzenshärte töten überall die Lebensfreude. Die Männer verachten die Frau und erniedrigen sich dadurch selber; die Frauen, behandelt wie die Hunde, sind jeder Würde beraubt. Ein bedauernswertes Volk. Im Äusseren so kühn und imponierend, aber innerlich erdrückt von den heidnischen Ängsten. Die Bosheit des Herzens untergräbt sein Glück. Die Enttäuschung folgt mir nach - nirgend habe ich es wiedergefunden, das Bild des Indianers, das sich mir in meiner Jugend eingepägt hat: edel und grossherzig, rein von Gemüt und voll unverdorbenener Kraft und Schönheit. Werde ich das Bild je wiedersehen?«<sup>89</sup>

### 10.14 nach dem Evangelium hungernde Indianer

»Als die Dunkelheit hereinbricht, landen wir in einer Bucht. Ein alter Mann, angelockt durch das Geräusch der Ruder, erwartet uns am Strand; mit freundlicher Geste führt er uns zu seinem ärmlichen Wigwam, der sich bescheiden in den Schutz des kleinen Dickichts duckt. Eine alte Indianerin hockt vor

---

<sup>85</sup> S. 79-80

<sup>86</sup> S. 81

<sup>87</sup> S. 81

<sup>88</sup> S. 82

<sup>89</sup> S. 83

einem spärlichen Feuer - in ihrem Alter ist das Holzschleppen eine Last. Ihr Mann hat sich am Ufer, als wir losgingen, einen Baumstamm auf die Schulter geladen, den die Strömung angetrieben hatte. Die Freundlichkeit, mit der das alte Paar uns aufnimmt, ist rührend; ihre kärgliche Behausung atmet Frieden. Eine echte Zuneigung verbindet diese Ehegatten, der Mann ist rücksichtsvoll zu seiner Frau, er ist es, der das Feuer unterhält. Aber ihre gütigen Gesichter verraten eine grosse Müdigkeit; was bleibt den beiden auch zu hoffen am Ende eines Lebens, das der harte Daseinskampf in diesen Wäldern aufgebraucht hat? Wir sprechen von Gott und vom Heiland, der gekommen ist, um denen wieder Freude zu bringen, die mühselig und beladen sind. Die beiden Alten hören zu, begierig; auf ihre Züge tritt ein lösendes, vertrauensvolles Lächeln:

"Seit so langem blicken wir zum Fluss, Tag für Tag, ob nicht einer kommt, der uns lehrt."

Nun stellen sie uns unermüdlich Fragen; der Indianer, der immer weiter etwas wissen will, setzt uns heftig zu; seine Frau, bedächtiger und schüchterner, lässt sich die wesentlichen Worte wiederholen und prägt sie sich ins Herz. Sie möchte sich entschuldigen, dass ihr Mann und sie so unersättlich sind in ihrer Wissbegier:

"Wir sind wie hungrige Jungvögel im Nest, und ihr seid die Vogelmutter, die mit Futter kommt. Wir haben Hunger nach dem, was ihr uns bringt."

Am nächsten Morgen, als der Fluss uns wieder weiter trägt, sagt Kahwonaby:

"Auch wir anderen alle haben Hunger nach dem Evangelium; willst du uns nicht Gottes Wort geben, dass wir es auch lesen können?"<sup>90</sup>

## 11. Die Indianerbibel

»Oktober 1841. - "James, unsere Kinder werden das Lesen nie lernen, sie sind ständig unterwegs. Als die Rudermannschaften zurück waren, hat das ganze Dorf sich mit dem Fischfang befasst. Danach werden die Familien sich zerstreuen und Bären oder Blaufüchse oder Biber jagen. Nie werden die Indianer hier die Bibel lesen können, sie können noch nicht einmal das Alphabet!"

"Hast du etwa den Mut verloren, Maria?"

"Unser Alphabet verwirrt sie. Es entspricht nicht ihrer Sprache, es ist zu kompliziert."<sup>91</sup>

»Das Problem mit dem Alphabet macht mir Sorge. Wir müssen eine einfache Schreibweise haben.«<sup>92</sup>

»Das Alphabet macht mir ständig Kopfzerbrechen! Wenn das Lesen leicht und unmittelbar sein soll, müsste dann nicht jeder Buchstabe so ausgesprochen werden, wie er normalerweise lautet? Wenn jedes Zeichen immer einer ganzen Silbe entspräche, dann brauchte man beim Lesen diese Buchstaben nur auszusprechen und man hätte das Wort.

Wieviele Zeichen wären nötig? Gibt es nicht zu viele verschiedene Nuancen, Aspirationen, Klangformen? Wir müssen die typischen Silben einmal aufschreiben, wir müssen sehen, ob die Betonung wechselt, ob es

---

<sup>90</sup> S. 83-84

<sup>91</sup> S. 86

<sup>92</sup> S. 86

lange und kurze Vokale gibt. Wieviel verschiedene Silben kommen bei den Indianern vor? Ich zähle sechsunddreissig. Mit sechsunddreissig Silben also, das heisst mit sechsunddreissig Zeichen, wird es mir gelingen, die Sprache zu schreiben! ...

Nachdem ich die sechsunddreissig Silben festgestellt habe, nehme ich für jede ein geeignetes Zeichen; das sind nun meine sechsunddreissig Silbenbuchstaben. Ich bringe sie in eine rhythmische Reihenfolge, damit sie leichter zu behalten sind. Ein grosser Jubel erfüllt mich: ich habe eine Schrift, die leicht zu lehren ist!«<sup>93</sup>

James probiert über Monate, Gussformen für die Buchstaben zu giessen.

»23. April. - Nach vielem weiteren Verdruss liegt endlich ein kompletter Satz von Typen vor mir. Nur noch eine kleine Säuberung mit der Feile, und dann kann ich endlich einen Text setzen!

Und nun geht es an den Bau einer Druckerpresse! Eine Eisenstange dient als Hebel. Die Druckerschwärze fabriziere ich aus Russ und Störtran, als Papier nehme ich dünne weisse Birkenrinde.

Es ist ein grosser Tag; alles ist bereit. Ich drücke auf den Hebel der Presse und überreiche dann der stauenden Maria ein Stück Rinde, darauf steht in deutlich leserlicher Schrift: "Gott ist Liebe." Wir weinen vor Freude: Gottes Wort können wir nun in der Sprache der Indianer drucken.«<sup>94</sup>

## 11.1 Oozhuskah

»Die ersten Schlitten ziehen ihre Spuren auf den weissbeschneiten Flächen, da erscheint in Norway House ein seltsamer Besuch. Zwischen den Häusern des Dorfes kreuzt ein wackeliger Schlitten auf, davor vier knochendürre Hunde. Auf dem Schlitten hockt ein altes Ehepaar in abgeschabten Pelzen. Die beiden sehen elend und verhungert aus. Sie machen halt vor einem heidnischen Wigwam, lassen sich Schnaps geben, trinken sich einen Rausch an und starten dann zu einem Rundgang durch die Hütten der Christen. Sie besichtigen jede Einzelheit: die neuen Behausungen aus Zedernbalken, die Kamine, die den Rauch zum Dach leiten, vor allem auch die hübschen Fenster mit den erstaunlichen, durchsichtigen Scheiben. Die Neugier des Landstreicherpaares beunruhigt mich. Alle machen ihnen Platz und grüssen sie mit Ehrerbietung. Wer sind die beiden?

"Missionar, das ist Oozhuskah, der Zauberer, und seine Frau. In seinem Wald hat er von dem schönen Dorf gehört, das die christlichen Indianer sich gebaut haben. Jetzt ist er hergekommen, um zu sehen, ob die Wundermärchen wahr sind."

Am folgenden Sonntag kommt Oozhuskah in unseren Gottesdienst. Aufmerksam hört er die Worte des Grossen Geistes, der seinen Anbetern wundervolle Holzhäuser gibt. Am nächsten Tag begegne ich dem Zauberer und will eine Unterhaltung mit ihm anfangen, aber er wie seine Frau sind betrunken. Kurz darauf ist das sonderbare Paar verschwunden.«<sup>95</sup>

---

<sup>93</sup> S. 86-87

<sup>94</sup> S. 90

<sup>95</sup> S. 88

»12. Mai. - Heute ist Oozhuskah wieder aufgetaucht im Dorf. Er und seine Frau Mekagase sind erbärmlich mager, der Winter war schlecht. Ihre Jagdzüge haben sie allein gemacht und ihren Wigwam in den dicksten Wald gesetzt.

Dann ist Mekagase krank geworden. Weder die Beschwörungen noch die Zaubermittel ihres Ehemannes vermochten sie gesund zu machen. Der Tod nahte, sie bekam es mit der Angst zu tun. Da fielen ihr die Worte des Grossen Geistes ein, die sie hier gehört hatte. Sie begann zu beten, sie bat ihn um Verzeihung für alle ihre Schlechtigkeiten. Der Grosse Geist erhörte sie; er gab ihr Frieden, dann Genesung. Voller Freude sprach sie ihrem Mann von Gott; der Zauberer verwunderte sich über diese Macht des Geistes, der seiner Frau ein neues Herz gab, wie er den Christen neue Häuser schenkte.

Oozhuskah möchte nun noch mehr über den Grossen Geist erfahren, deshalb ist er hergekommen. Er nimmt am Gottesdienst teil, hört zu, wie wir von der Schule sprechen. Ich zeige ihm die ersten bedruckten Rindenstücke und lese ihm die Worte des Grossen Geistes vor. Er ist von Staunen überwältigt. Am nächsten Tag erscheint er in der Schule, er will lesen lernen.«<sup>96</sup>

»Am Ende der Woche fährt Oozhuskah wieder ab. Die Worte des Geistes haben ihn angerührt, er ist Christ.«<sup>97</sup>

»Im November 1842 kommt Oozhukah eines Tages wieder. Während des ganzen Sommers ist er ein treuer und nüchterner Christ geblieben; er erbittet eine Rindenbibel.

"Ich will die Worte des Grossen Geistes diesen Winter in den Lagern weitersagen."

Oozhuskah durchheilt die verschneiten Ebenen und sucht die Wigwams der Jäger auf. An Tagen mit Schneesturm zeigt er seinen Rassebrüdern die geheimnisvollen sprechenden Rinden. Dann kratzt er die Buchstaben in die Erde des Zeltbodens oder in den harten Schnee und bringt den anderen das Lesen bei. ... Dann zieht er wieder weiter, sucht andere Heiden, geht von Wigwam zu Wigwam und zeigt die kostbaren Rinden. Er ruft auf der ganzen Prärie ein ungewöhnliches Staunen hervor. Die einen sind begeistert, andere entrüstet; die Zauberer und Geisterbeschwörer ärgern sich und schüchtern die Menschen ein und prophezeien furchtbares Unglück. Manche der Indianer, die besonders abergläubischen, bekommen solche Angst, dass sie die geheimnisvollen rinden nicht zu berühren oder nicht einmal anzusehen wagen. Im Frühjahr kehrt Oozhuskah voller Freude zurück: "Ayumeavookemou, ich habe meinem Stamm die Rinden gebracht, ich habe meinen Angehörigen die Worte des Grossen Geistes verkündet."

Stolz schwenkt er seine abgenutzte Rindenbibel. Ich betrachte sie und erschrecke:

"Aber Oozhuskah, was ist das denn für ein heidnisches Zeichen, das auf das Leder des Einbandes gemalt ist?"

Dass seine Bibel als Kennzeichen ein indianisches Symbol trägt, empört mich. Sollte der Aberglaube den einstigen Zauberer wieder gepackt haben?

"Missionar, verzeih mir! Ich nehme nichts zurück von dem, was ich Gott gegeben habe. Aber ich bleibe auch meinem Stamm treu; dieses Zeichen ist das Zeichen meines Stammes. Ist es nicht verständlich, dass ich die Worte des Geistes vor allem bei meinen Stammesbrüdern bekannt machen möchte? Deshalb habe ich unser Zeichen auf den Einband gesetzt."

---

<sup>96</sup> S. 90-91

<sup>97</sup> S. 91

Gerührt beuge ich mich vor, um das heidnische Symbol näher zu betrachten; zu meiner Überraschung erkenne ich einen Fisch.

"Ja, Herr, ich bin ein Sohn des Störs."

Es kommt mir wie ein Wunder vor, dass ich hier auf einer Rindenbibel das Zeichen der Urchristen wiederfinde, den Fisch.«<sup>98</sup>

## 11.2 Begeisterung über Bibel

»Unter den Erwachsenen gibt es viele, die von den Worten auf den Rinden angerührt wurden und nun in den Unterricht kommen. Es ist eine Zeit der Begeisterung. Schüler aller Altersstufen strömen herbei, sogar Greise. Ich werde wieder Lehrer. Welche Freude, die Gesichter aufblühen zu sehen, wenn es gelingt, die ersten Worte zu lesen! Und es ist so wunderbar einfach. Zu lernen braucht man nur das Alphabet. Man braucht nicht mühevoll zu buchstabieren, ... buchstabieren und lesen sind eins; keine Probleme der Rechtschreibung, keine Diktatübungen. Wenige Stunden der Aufmerksamkeit genügen, und auch der ungebildetste Indianer kann die ersten Birkenrinden lesen. Das Staunen ist allseits gross.«<sup>99</sup>

»Die christlichen Indianer verlangen jetzt mit Ungeduld danach, selber gedruckte Worte zu besitzen. Die Frauen bringen ganze Stösse schöner Birkenrinden, weiss und sauber. Wenn dann die Rindenstücke aus der Presse kommen, bedruckt mit den schönsten Texten aus der Bibel, ist die Freude der Indianer überschwenglich. Jedermann will Rinden haben, jeder sammelt sie; je zwölf Blätter werden aufeinander gelegt, zusammengenäht und in ein Stück Hirschleder geheftet. So entstehen die ersten Bücher in der Criesprache. Wir nennen sie Bibeln, obwohl es nur Bruchteile sind. Aber trotz ihrer Spärlichkeit sind sie Träger des Wortes.«<sup>100</sup>

»Ich fahre mit der Bibelübersetzung fort, sie bereitet viele Schwierigkeiten. Wie soll man manche Worte des Heilands erklären für Indianer, die nie Gemüse oder Korn gesät haben? Sie wissen ja noch nicht einmal was Brot ist. Das Wort im Vaterunser: "Unser täglich Brot gib uns heute, übertrage ich mit *Mayeman anoock kake seekak kooche p ma teseyak*, das bedeutet: "Gib uns heute etwas, wovon wir leben können."«<sup>101</sup>

»Ende Mai bin ich zu einer Bootsfahrt gestartet, um die Handelsplätze zu besuchen, die die Weissen an den Ufern des Roten Flusses südlich des Winnipegsees eingerichtet haben; dort hoffte ich verschiedenes zu finden, was ich für meine Druckerei benötigte. Leider waren wir aus Ungeduld zu früh gefahren. Auf dem Winnipegsee schwammen noch grosse, zwei Meter dicke Eisbänke. Die Strömung schob sie hin und her, und bald sahen wir uns rings umschlossen, dann immer enger eingeklemmt. ...

---

<sup>98</sup> S. 93-94

<sup>99</sup> S. 91

<sup>100</sup> S. 91-92

<sup>101</sup> S. 93

Bald sahen wir keinen Ausweg mehr, keine noch so schmale Fahrrinne. Es blieb uns nichts übrig als schleunigst auf das Eis zu springen und auch das Boot mit sämtlichem Proviant heraufzuziehen. Und dann mussten wir auf unserem Eisfloss warten, bis die Kanäle sich bequemen, wieder aufzugehen.«<sup>102</sup>  
»So hockten wir acht Tage lang auf unserer schwankenden Insel, frierend, ohne warmes Essen und durchnässt von den Nebeln, die im Frühjahr die auftauenden Seen überdecken.«<sup>103</sup>

## 12. Wolfshunde

James Evans kauft sich »echte Wolfshunde aus dem Hohen Norden« und zwei Lämmer als Grundstock für eine Schafherde. »Um sie vor den immer auf Jagdbeute lauenden Hunden zu schützen, wurde der Schafstall mit einem starken, vier Meter hohen Palisadenzaun umgeben. So befinden sich die Schafe in Sicherheit, und Eugenie braucht nichts für sie zu fürchten.«<sup>104</sup>

James unternimmt mit Budd eine kürzere Reise zu einem Stamm, der ihn rufen liess. Auf dem Winnipegsee überrascht sie ein Blizzard. Sie verirren sich. Die Dämmerung bricht an. Sie sind verloren. Die Wolfshunde haben jede Orientierung verloren. Sie setzen den Huskie Koonaa an die Spitze.

»Budd gibt das Startzeichen. Der zum Leittier aufgerückte Koonaa zögert, er sieht verwundert die wartenden Wolfshunde an; was ist los? Dann begreift er: er wird gebraucht! Er reckt den Schwanz hoch, sichtlich stolz, und geht los. Nach einigen Schritten bleibt er stehen, er blickt zurück, als frage er, welche Richtung er einschlagen solle. Budd gibt ihm bloss das Zeichen zum Weitergehen. Mutig setzt sich Koonaa wieder in Bewegung. Er begreift, dass er die Führung übernehmen soll; seine Kameraden ziehen kräftig. Mein Schlitten folgt.«<sup>105</sup>

»Jetzt scheint es uns, als wenn das Tosen des Sturmes noch zunähme; die Windstösse sind von pfeifenden Geräuschen begleitet, von einem orgelartigen Brausen. Sollte dies ein Zeichen sein, dass sie auf Widerstände prallen, dass das Rauschen von den Fichten eines nahen Waldes kommt? Die Hunde traben freudiger, wir verspüren plötzlich kleine Stösse; der Boden wird uneben, wir müssen in unmittelbarer Ufernähe sein. Nun steigt die Fahrbahn spürbar an. Im Dunkeln streifen wir an Zweigen vorbei, und dann kommen wir mit einmal zum Halten und stehen vor einem Lagerfeuer. Der tüchtige Koonaa! Seine Intelligenz hat uns gerettet.«<sup>106</sup>

Die Indianer am Lagerfeuer lassen sich von James und Budd "bewirten". Den Rest nehmen die gefräßigen Hunde. Sie müssen sofort umkehren.<sup>107</sup>

Die Wolfshunde sind stark aber auch extrem wild. »Vor allem bin ich jedesmal in Sorge, wenn wir einem Fremden begegnen. Die Hunde stürzen auf den Unbekannten los und würden ihn zerfleischen, wenn Mus-

---

<sup>102</sup> S. 106

<sup>103</sup> S. 107

<sup>104</sup> S. 95-96

<sup>105</sup> S. 96-98

<sup>106</sup> S. 98-99

<sup>107</sup> S. 100

tagan und ich nicht eingriffen; wir rennen zu dem Fremden hin und schliessen ihn in unsere Arme; nur so lassen sich die Hunde davon überzeugen, dass der Mann kein Jagdwild ist.«<sup>108</sup>

Schliesslich bringen es die Hunde fertig, über den 4 Meter hohen Zaun der Schafe zu springen und sie aufzufressen. »Eugenie kann ihnen diese Missetat nur schwer verzeihen.«<sup>109</sup>

James Evans kauft sich zwei Ferkel und mästet sie zu Schweinen. Doch die Hunde fressen die 15 cm dicke Holztüre durch und verspeisen auch die Schweine. Von nun an mussten sie sich damit abfinden, dass es weiterhin nur dreimal täglich Fisch geben würde.

»Und im Sommer werden wir uns wieder unseren Jahresvorrat anlegen: dreitausend gefrorene Fische für die Familie und für die Hunde das Doppelte.«<sup>110</sup>

Schliesslich attackieren die Hunde einen alten Indianer, der ahnungslos in den Hundezwinger geht, um den Missionar zu suchen. Er wird von diesen angegriffen und so zerbissen, »dass er stirbt, wohl mehr infolge seines Schreckens als wegen seiner Wunden. Auf diese furchtbare Szene hin lasse ich die vier Untiere sofort beseitigen. So endet nun das prächtige Gespann, das im ganzen Umkreis so viel Bewunderung gefunden hatte und auf das ich allzu stolz gewesen war.«<sup>111</sup>

### 13. Friedenspfeife

»Niemand spricht, die allgemeine Stille wird nur durchbrochen durch das Knistern des Feuers. Der Oberhäuptling zündet feierlich die Friedenspfeife an; ihr Stiel misst mehr als einen Meter, der Kopf ist aus geweihtem Stein geschnitzt, in Form eines Tomahawks. Er kann auch als Streitaxt benutzt werden. Der Häuptling tut drei Züge aus der Pfeife, dann reicht er sie mir. Ich folge seinem Beispiel und die Pfeife macht die Runde um das Feuer. Noch immer herrscht absolutes Schweigen, solange bis die Friedenspfeife dreimal herumgegangen ist und die Häuptlinge gelobt hat - bei mir trifft sie dreimal auf den gleichen Widerwillen, denn an das scharfe Kraut, das die Indianer rauchen, habe ich mich nie gewöhnen können.«<sup>112</sup>

»Auf die Beratung folgt ein Mahl, dann werden Tänze aufgeführt, wobei die Frauen aus dem Raum gewiesen werden. Zwei Dutzend junger Männer tanzen beim Klang der Trommeln einen Begrüssungstanz; ihre Geschmeidigkeit beeindruckt mich nicht weniger als ihre rauhen Schreie. Aber der schauerhafte Rauch, der von dem widerlichen Kraut in den Pfeifen aufsteigt, bringt mich zum Ersticken. Zum Glück wird die Zeremonie abgebrochen, weil verkündet wird, dass der für dieses Fest bereitgestellte Tabak aufgebraucht ist. Sofort ziehen alle sich zurück.

---

<sup>108</sup> S. 104

<sup>109</sup> S. 104

<sup>110</sup> S. 112

<sup>111</sup> S. 120

<sup>112</sup> S. 101

Der Versammlungsraum wird für uns geräumt als Nachtquartier. In unsere Pelze gewickelt legen wir uns an die Reste des verglimmenden Feuers. Bevor ich einschlafe, überdenke ich noch einmal die Einzelheiten unseres Empfanges:

"Mustagan, was hat die Zeremonie mit der Friedenspfeife eigentlich für einen Sinn?"

"Herr, in unserem Dasein ist das Feuer für jeden unentbehrlich, wir leben immer in der Furcht, dass wir es verlieren. Die, die ständig im gleichen Dorf wohnen, können es leicht bewahren; für uns, die wir meistens unterwegs sind, im Winter mit dem Schlitten und im Sommer im Kanu, für uns ist es schwierig, das Feuer zu erhalten. Wenn es ausgeht, bedeutet das den Tod. Deshalb ist 'Feuergeben' der beste Freundschaftsbeweis.

Ausserdem ist es ein Zeichen des Vertrauens: hast du gesehen, wie das Feuer im Sommer die Wälder und Prärien verwüstet? Und mit welcher Schnelligkeit es sich weiterfrisst und auch die Wigwams verschlingt? Der Schwarzfussindianer setzt das Stammesgebiet seiner Feinde in Brand. Wenn man also einem Gast 'das Feuer gibt', so bekundet man damit, dass man ihm vertraut."

"Und die Pfeife?"

"Die Pfeife ist das Behältnis des Feuers, sie bedeutet Frieden. Wer seinem Nebenmann die Pfeife reicht, zeigt ihm damit, dass er ihm helfen will und dass er ihn als Freund betrachtet."<sup>113</sup>

## 14. Alkohol

»Auch am Roten Fluss verlebten wir traurige Tage. Das Herz krampfte sich zusammen, wenn man sah, wie die weissen Geschäftsleute die Schwächen der Indianer schamlos ausnutzten. Nachdem die Weissen ganze Stämme von Rothäuten massakriert hatten, fanden sie es jetzt am praktischsten, die Reste der Rasse durch Handel zu vernichten. Ihre wirksamste Waffe wurde nun der Alkohol, das 'Feuerwasser', das viel schlimmere Verheerungen hervorrief als die Feuerwaffen.

Auf die Rothäute übt der Alkohol eine unbeschreibliche, in diesem Ausmass kaum verständliche Anziehung aus. Wenn sie einmal einen Tropfen getrunken haben verlangen sie immer wieder danach. Durch den Alkohol lassen sich die wildesten Stämme unterjochen, er unterhöhlt ihre Kraft und richtet sie am Schluss zugrunde. Die Sucht nach dem Alkohol macht den Indianer zum wehrlosen Opfer der Weissen. Er tauscht seine ganzen Reichtümer gegen irgendwelche Schundwaren ein - wenn nur ein Fass Whisky dabei ist. Das Feuerwasser ist die Quelle allen Elends bei den jetzigen Indianern, das niederträchtige Hilfsmittel, mit dem die Weissen ihr Vernichtungswerk vollenden. ...

Im Laufe von fünfzig Jahren hat der Tod durch Alkohol die Zahl der Indianer auf die Hälfte reduziert und die Überlebenden vegetieren in der Nähe der Handelsplätze kümmerlich dahin. Dieses intelligente, kühne, würdevolle Volk, einstmals Herr des Landes, lebt jetzt das traurige Dasein von betrunkenen Bettlern, es hat alles Edle und alle Energie verloren; nur zuweilen rafft es seine letzten Kräfte auf, um irgendeinen

---

<sup>113</sup> S. 102-103



grausamen Racheakt zu verüben. An die Stelle der einstigen Ratsversammlungen der Stämme sind wüste Trinkereien getreten, die meistens in gehässigen Disputen enden. Ein armes, abgesunkenes Volk!«<sup>114</sup>

»Am Roten Fluss haben Missionare gearbeitet, sie haben versucht, die Reste dieses sterbenden Volkes zu retten. Für den entarteten Indianer gibt es nur die eine Hoffnung: völlige Enthaltbarkeit von jedem alkoholischen Getränk. Aber als die Missionare diesen Grundsatz durchführen wollten, stiessen sie sofort auf den gewaltsamen oder heimlichen Widerstand der Händler. Wenn Indianer Christen werden, kommt ihnen die tödliche Gefahr, die der Alkohol für ihr Volk bedeutet, zum Bewusstsein; auf Grund ihrer christlichen Entscheidung haben sie die Kraft, jeden Alkohol zurückzuweisen. Manche Siege auf diesem Gebiet berechtigen zu neuer Hoffnung.«<sup>115</sup>

Vier christliche Indianer liessen sich von einem Händler nicht überreden, Whisky zu trinken. Dieser legte dann ein Fass auf ihren Heimweg, weil er dachte, sie hätten nur von den Missionaren angst und würden heimlich durchaus trinken.

»Bei Eintritt der Dunkelheit kommen die Indianer endlich an, .. Der vorderste bleibt stehen und ruft:

"Ha, der Teufel ist hier!"

Der zweite, als er an das Fass kommt, sagt:

"Ja, ich rieche seinen Geruch!"

Der dritte setzt den Fuss auf das Fass und rollt es hin und her:

"Tatsächlich, ich höre ihn!"

Der vierte gibt dem Fass einen ordentlichen Tritt, dass es den ganzen Hang hinunterrollt: "Der gottlose Weisse soll seinen Teufel selber trinken, wenn er Spass daran hat."

Und dann ziehen die vier tapfer ihres Weges.«<sup>116</sup>

»Fast immer zeigen die christlichen Indianer eine erstaunliche Widerstandskraft gegen die Versuchung des Feuerwassers. Einer, der auf einem See vom Sturm überrascht wurde, erlitt mit seinem leichten Kanu Schiffbruch. Er war dem Ertrinken nahe und schon ohne Bewusstsein, da wurde er im letzten Augenblick herausgefischt. Um ihn wieder zu beleben, flössten ihm die Retter etwas Schnaps ein. Als die anderen christlichen Indianer dies erfuhren, waren sie sehr aufgebracht und wollten keinerlei Entschuldigung gelten lassen. Sie peitschten den Geretteten rücksichtslos durch, dann kam einer nach dem anderen zu ihm und betete mit ihm und ermahnte ihn, niemals wieder Feuerwasser anzurühren.«<sup>117</sup>

Ein junger Häuptling wurde durch einen weissen Händler zum Alkohol verführt. Betrunkener griff er eine Lehrerin an. Die Lehrerin konnte sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten. Der Häuptling wurde »durchgeprügelt, in den Wald geschleppt und dort an einen Baum gebunden, wo er vier Tage blieb, ohne Essen und Trinken.«<sup>118</sup>

---

<sup>114</sup> S. 107-108

<sup>115</sup> S. 108-109

<sup>116</sup> S. 109

<sup>117</sup> S. 109-110

<sup>118</sup> S. 110

»So kämpfen die christlichen Indianer gegen den Ruin ihrer Rasse. Zuweilen haben sie dabei Erfolg, aber, ach, wie selten! Im allgemeinen gelingt dem Weissen die Zerrüttung der Indianer nur zu gut. Um die europäischen Niederlassungen streichen überall die müssigen und trunksüchtigen Rothäute, die Trümmer eines gefallenen Volkes. Ausschweifungen zerfressen die Stämme, in den Wigwams herrschen Elend und Unheil. Unsere Herzen bluten, wenn wir sehen, wie diese prächtige Rasse so jämmerlich zugrunde geht. Kahwonaby ist sehr niedergeschlagen.«<sup>119</sup>

## 15. Im Griff des Todes

»Mir ist traurig zumute; unsere letzten Begegnungen mit den von den Weissen verfolgten Indianern gehen mir nach; von den Rothäuten, die wir gesehen haben, sind die einen entwürdigt, die anderen erfüllt von Hass, alle unglücklich und ihres einstigen Ruhmes entkleidet. Hier werde ich den Indianer, den ich suche, niemals finden. Wenn er überhaupt noch existiert, der Indianer mit dem edlen, unverfälschten Herzen, dann höchstens ausserhalb des schmutzigen Dunstkreises der Kulturmenschen. Das Ziel meiner Träume ist jetzt, weit in den Norden oder in den Westen zu gehen, in Gebiete, die vom Händlergeist des weissen Mannes noch gänzlich unberührt sind.«<sup>120</sup>

»Durch häufigen Gegenwind behindert, haben wir uns ohnehin schon verspätet, die Jahreszeit rückt vor, und wir wollen nicht vom Frost überrascht werden. Riesige Wellen, fast wie auf dem Meer, rollen uns entgegen, das Wasser schlägt ins Boot, einer von uns dreien muss unablässig ausschöpfen.«<sup>121</sup>

»Zwei Kilometer vor uns zeichnen sich die Umrisse eines Kaps ab. Durchnässt und halb erstarrt rudern wir in gerader Linie darauf zu, da packt mit einmal eine neue Woge unser Boot, kippt es um und schleudert uns ins Wasser. Als ich wieder an die Oberfläche komme, sehe ich, dass das Boot kieloben auf dem Wasser treibt und auf dem Kiel sitzt rittlings Kahwonaby. Ich schwimme zu ihm hin und klammere mich an den Vordersteven. Mein Ruderer, der Alte, hält sich an einem Holz fest; schwächer als wir beiden anderen, dabei dem Wellengang mehr ausgesetzt, ist er der Gefährdetste. "Wir werden sterben", sage ich zu Kahwonaby. "Ja, sicher", erwidert er. Das Wasser ist so kalt, dass wir das Ufer schwimmend nicht erreichen würden. Unsere einzige Rettungsmöglichkeit liegt darin, dass wir uns weiter an das Boot klammern, vielleicht treiben uns die Wellen bis ans Ufer.

Der Ruderer ist am Ende seiner Kräfte. Seine Bemühungen, sich über Wasser zu halten und das Boot nicht loszulassen, werden immer schwächer. Ich frage ihn, ob er zum Sterben bereit sei. "Ja", erwidert er, "schon seit langen Jahren bete ich." Als Kahwonaby sieht, dass die Augen des Alten sich geschlossen haben, streckt er die Hand aus, ergreift ihn bei den Haaren, auf die Gefahr hin selber abzurutschen, und bettet den Kopf des alten Mannes auf sein Knie, wobei er darauf achtet, dass der Mund immer oberhalb des Wassers bleibt. Wir müssen fürchten, dass der Arme tot ist; aber Kahwonaby hält den Kopf mit hel-

---

<sup>119</sup> S. 110-111

<sup>120</sup> S. 117

<sup>121</sup> S. 117

denhafter Ausdauer, fest entschlossen, den Leib am Ufer zu bestatten, falls es uns gelingt, uns an Land zu retten.

Ich fühle, wie auch mir die Kräfte schwinden, ich habe keine Hoffnung mehr, dem Tode zu entrinnen. Ich befehle meine Seele und meine Angehörigen dem Herrn an. Dann wende ich mich an Kahwonaby; ich fühle, sage ich ihm, dass ich untergehen werde, er selber soll sein Leben retten. Er antwortet, er wolle nicht mehr leben; wenn wir anderen ertrinken müssten, wolle er mit uns zusammen sterben. Als ich an meine Familie denke und an unser Werk, wird der Wunsch zu leben wieder mächtig. Aber, sage ich mir dann, wenn ich meine Aufgabe hier vollendet habe, dann kann mich Gott zu sich heimnehmen; wenn er aber will, dass ich noch weiter für ihn arbeite, dann wird er Wege finden, unser Leben zu bewahren. Ich hatte mich ihm völlig ergeben, ich sagte ohne Rückhalt: Dein Wille geschehe. Ich hatte unterdessen immer gebetet; und plötzlich steigt die Hoffnung wieder in mir auf, dass wir doch gerettet werden. Ich habe keinen Zweifel mehr, es ist seltsam, denn es ist nichts zu sehen, was mich ermutigen könnte. ... Die Gewissheit ist in mir so gross, dass ich mit den Armen zu rudern beginne. Im gleichen Moment schlägt der alte Ruderer die Augen auf.

Ich bin plötzlich glücklich, fast fröhlich. Die Dankbarkeit gegen Gott gewinnt in meinem Herzen die Oberhand über alle anderen Gefühle. Wir nähern uns dem Ufer ... und schliesslich stosse ich auf festen Boden. ...

Von der Kälte erschöpft, legen wir uns kurze Zeit in den nassen Sand, dann schieben wir das Boot ins Wasser und eilen weiter, um so rasch wie möglich irgendeinen Wigwam zu erreichen, wo wir uns an einem Feuer wärmen können und wo man uns zu essen gibt.«<sup>122</sup>

## 16. Missionsreise 3: Bis zu den Eskimos

»Im Dezember 1842 starten wir zu einer neuen Expedition mit Schlitten. Unsere letzten Fahrten haben eine grosse Enttäuschung bei mir hinterlassen: überall habe ich nur Verderbtheit, Arglist und Gewalt gefunden. Habe ich mich getäuscht? Ist mein Traum vom edelmütigen Indianer nur ein Hirngespinnst? Gibt es in der Welt des Wirklichen nur Bosheit, Hass und Unglück?

Wir müssen weiter in den Norden, fort aus dem schmutzigen Bereich des weissen Mannes!«<sup>123</sup>

»Wochenlang fahren wir durch die schütterten Wälder des Nordens. Die Indianer, die wir treffen, sind nicht anders als die bisherigen: entgegenkommend oder hasserfüllt, gewalttätig oder hinterlistig - alle unglücklich, getrieben von Selbstsucht, Rachedurst und ungebändigten Impulsen. Wir müssen noch weiter, in noch abgelegene Gebiete.

Wir haben die Waldgrenze überschritten. Hier und da wachsen noch vereinzelt Birken, sie liefern schlechtes Brennholz, die Nächte sind qualvoll. Auf den grossen, nackten Ebenen herrscht eine grausige Kälte; das Thermometer sinkt auf 50, ja auf 60 Grad unter Null. Jeden Abend zittern wir, ob wir Holz für unser Feuer finden.«<sup>124</sup>

---

<sup>122</sup> S. 118-120

<sup>123</sup> S. 121

<sup>124</sup> S. 121

»Mittwoch, 18. Januar. - Wir haben vor Kälte nicht schlafen können; kurz nach Mitternacht sind wir wieder aufgebrochen. Wenn man sich bewegt, ist die Kälte leichter zu ertragen.

Unserer eintönigen Nachtfahrt wird plötzlich eine freudige Abwechslung beschert: Am Himmel flammt mit einmal ein Nordlicht auf. Ein Schauspiel, dessen Schönheit jede Phantasie in den Schatten stellt.«<sup>125</sup>

Sie treffen einen Eskimo.<sup>126</sup>

Auf der Rückfahrt fahren sie nur nachts und rasten tagsüber wegen der Schneeblindheit. Mustagan erzählt von seinem Schneeblindheit-Erlebnis:

»"Furchtbar, auf einer Fahrt, wo ich allein war. Drei Tage war ich völlig blind. Zum Glück bin ich dann ins Dorf zurückgekommen, dort hat der Zauberer mich gepflegt."

"Du bist alleine weitergefahren, obwohl du blind warst? Wie hast du denn den Weg gefunden?"

"Herr, ein Führer vom Crie-Stamm findet immer seinen Weg. Er verirrt sich nie, weder nachts noch im Schneesturm, auch nicht, wenn er blind ist."«<sup>127</sup>

Der Missionar sieht Wald und freut sich. Doch es ist nur eine Fata Morgana. »im Augenblick, wo die Luft besonders ruhig ist, täuscht uns eine Spiegelung das wunderbare Bild eines Waldes vor.«<sup>128</sup>

Mustagan erklärt dem Missionar, weshalb er sich nie verirrt:

»"Und jetzt, nachdem wir diese lange, mühevollen Reise unternommen haben, nur wegen dieses einen Menschen - jetzt bist du zufrieden; du weisst, dass du immer weiterfahren musstest, bis zu ihm. Und heute, weisst du heute, wo du hingehst? Bald werden wir wieder zu Menschen kommen, glaubst du, dass sie dich erwarten? Weisst du, was für Indianern wir begegnen werden?"

"Nein, Mustagan."

"Du, Herr, bist ein 'Führer des Grossen Geistes' - findest du deinen Weg nicht auf die gleiche Weise wie wir, die indianischen Pfadfinder? Du kennst nicht den Weg, du weisst aber, dass du dorthin kommen wirst, wo du hin sollst. Ohne zu wissen, wieso, nur durch Vertrauen gelangst du an den Ort, wo du erwartest wirst."«<sup>129</sup>

## 16.1 Indianer warten auf das Evangelium

»Als der erste Strahl der Morgendämmerung heraufsteigt, landen wir auf einer Lichtung, wo wir plötzlich Wigwams sehen.

Das kleine Dorf ist halb begraben unter lauter Schnee. ...

---

<sup>125</sup> S. 122

<sup>126</sup> S. 124-127

<sup>127</sup> S. 128-129

<sup>128</sup> S. 130

<sup>129</sup> S. 131

Das Gebell der Hunde weckt die Bewohner aus dem Schlaf. Wir werden herzlich aufgenommen. Am Abend versammeln wir uns um das Lagerfeuer. Ich sage, mit welchem Ziel ich hergekommen bin, und erzähle von der Liebe Gottes, vom Leben Jesu. Die Stunden verrinnen, keiner zählt sie. ...

Der Häuptling erhebt sich und sagt mit freundlicher und aufrichtiger Stimme:

"Was du gesprochen hast, erfüllt mein Herz. Über den Grossen Geist zu hören, gerade darauf hatte ich gehofft."

Dann tritt ein wild aussehender, alter Mann vor. Seine grauen Haare sind zu einem Zopf geflochten, der bis zu den Knien reicht. ...

"Du hast gesagt: Notawenan! (Unser Vater). ... Das ist für uns etwas ganz Neues, Schönes. Wir haben nie gedacht, dass der Grosse Geist ein Vater wäre. Wir hören ihn im Sturm und im Gewitter und wir haben Angst vor ihm, aber nun hast du uns gesagt: er ist ein Vater, das ist herrlich für uns." ...

"Dein Vater", wiederholt er, "der Vater des Missionars und der Vater des armen Indianers." ...

"Gut. Ich will nicht hart und streng sein, mir scheint aber, es ist sehr viel Zeit vergangen, weisser Bruder, ehe du mit deinem grossen buch hierher gekommen bist und deinen roten Brüdern in den Wäldern diese kostbare Geschichte erzählt hast."<sup>130</sup>

## 17. Familienausflug

Die Familie Evans ist mit Kahwonaby auf einem Familienausflug zu einem nahen Stamm. Unterwegs sehen sie Biber und Kahwonaby erklärt ihnen, wie diese Tiere leben.

»Wenige Tage später erreichen wir das Dorf, das unser Fahrtziel ist. Wir treffen dort eine Indianerin wieder, die während des vorigen Sommers in Norway House gewesen ist und dort die Kunde von Gott vernommen hat. Beglückt kommt sie auf uns zu:

"Ayumeavookemou, ich habe zum Grossen Geist gebetet. Meine kleine Tochter war sehr krank geworden, ich hatte Angst, sie würde sterben. Da habe ich sie in die Arme genommen und bin niederkniet und habe dem Grossen Geist gesagt, was ich in meinem Herzen fühlte. Er hat Erbarmen gehabt, mein Kind ist gesund geworden. Gott hat es mir wiedergeschenkt."

"Und wie hattest du gebetet?"

"O Grosser Geist", habe ich gesagt, "erbarme dich doch und vergib mir alle meine Schlechtigkeiten; bewahre mich vor der Sünde; segne meinen Mann und meine Kinder, gib uns allen ein gutes Leben. Ich vertraue auf Jesus, und ich glaube, dass er an einem Kreuz gehangen hat, um mich zu erlösen. Ich bin sehr glücklich."<sup>131</sup>

»Auf der Rückfahrt folgen wir einem anderen Flusslauf. Auf einer Lichtung tauchen zwei Indianergräber auf. Das Ruder fällt mir plötzlich aus der Hand, eine ungewöhnliche Bewegung überkommt mich, und ich

---

<sup>130</sup> S. 133-134

<sup>131</sup> S. 138-139

merke, wie ich zittere, denn wieder rührt mich das Geheimnis an, das mich verfolgt: auf jedem der Gräber ragt als Zeichen ein Rentiergeweih.«<sup>132</sup>

»Kahwonaby sagt: "Die hier begraben sind, gehören zum Stamm der Rentiere. Der Stamm wohnt sehr weit von hier, im Nordwesten, am unteren Mackenzie."«<sup>133</sup>

## 18. Sonntag

### 18.1 Die Hudsonbay-Gesellschaft

»Kanada hat seine Haupterwerbsquelle im Pelzhandel. Zwischen Weissen und Indianern vollzieht er sich in Form von Tauschgeschäften, bei denen die europäischen Händler ihren Vorteil zu wahren wissen. Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts bildete sich eine Firma mit dem Ziel, die Handelsmöglichkeiten auszubauen und davon zu profitieren: die berühmte Hudson's Bay Company.«<sup>134</sup>

»Ihr Einfluss ist so gross, dass sich niemand mit ihr messen kann, und ihre reichverzweigte Macht erstreckt sich über Tausende von Kilometern.

Die wichtigsten Zentren dieser Macht sind die Faktorei in York an der Hudsonbucht und Norway House an der nördlichen Spitze des Winnipegsees. Dort werden die aus England hergeholten Waren gegen Pelze eingetauscht. Verstreut über das ganze Innere des Kontinents liegen viele andere Stationen, manche drei-, ja viertausend Kilometer weit entfernt. Verkehrsmöglichkeit zwischen ihnen und den Zentren besteht nur einmal im Jahre, auf dem Wasserweg.«<sup>135</sup>

»Um solche Verzögerungen zu vermeiden, wirbt die Firma unter den Indianern handfeste Rudermannschaften an, auf deren Schnelligkeit sie sich verlassen kann. Sie verlangt von ihnen während der Sommermonate eine ungeheure, pausenlose Kraftanstrengung; denn es geht darum, die im vorhergehenden Winter erbeuteten Pelze vor Beginn des Herbstes in die Seehäfen zu bringen, bevor die Schiffe abfahren - und die Schiffe haben es immer sehr eilig, weil die Hudsonbucht in der kalten Jahreszeit gefährlich ist.«<sup>136</sup>

### 18.2 Die Transportwege

»Die längsten dieser Transporte, die aus dem Becken des Mackenzie kommenden, wickeln sich folgendermassen ab: Der eine Teil der kanadischen Gewässer fliesst nach Norden, wird zu Nebenflüssen des Mackenzie und ergiesst sich ins Eismeer. Ein anderer Teil wendet sich nach Süden und Osten, strömt in den Saskatchewan, geht durch den Winnipegsee hindurch und mündet in die Hudsonbucht. Die Wasser-

---

<sup>132</sup> S. 139

<sup>133</sup> S. 140

<sup>134</sup> S. 146

<sup>135</sup> S. 147

<sup>136</sup> S. 148

scheide zwischen diesen beiden Tieflandbecken bildet eine langgestreckte Berggegend, das sogenannte "Hochland".

Sobald im Frühjahr die Gewässer auftauen, machen die Kanutrups aus dem Norden und dem Westen sich auf den Weg nach dieser Wasserscheide, beladen mit den Pelzen, die im voraufgegangenen Winter zusammengebracht wurden.

Zu der gleichen Wasserscheide streben von der anderen Seite auch die Kanus von Norway House. Im Sommer vorher haben die Ozeanschiffe Lebensmittel und Tauschwaren von England zur Hudsonbucht gebracht, von dort sind die Ladungen auf dem Nelsonfluss noch vor dem Winter nach Norway House gerudert worden. Wenn die Flüsse wieder frei sind, meist im Juni, verlassen die Kanutrups Norway House, fahren den Saskatchewan hinauf und erreichen auch ihrerseits das "Hochland". Dort tauschen die Mannschaften ihre Waren aus, nach dem für die Firma so vorteilhaften System. Dann fahren beide Parteien zurück, um ihren Ausgangspunkt noch vor dem Winter zu erreichen, die eine mit kostbaren Pelzen, die andere mit Proviant und warmen Stoffen. Aber auf die Ruderer von Norway House wartet dann noch eine weitere Arbeit: so rasch wie möglich müssen sie den Nelsonfluss hinab bis zur Bucht fahren, um die Pelze auf die Schiffe zu bringen und das Tauschgut für das nächste Jahr zu holen.«<sup>137</sup>

»So eilen auf dem ganzen ungeheuren Konzessionsgebiet der Firma die Kanutrups Tag für Tag und unermüdlich ihren Zielen zu. Bei den vielerlei Gefahren und Strapazen dieser Fahrten vollbringen die Indianer heldenhafte Leistungen. Ihre Führer haben viel Erfahrung; mit erstaunlichem Geschick leiten sie die ihnen anvertrauten Menschen und Waren durch alle Fährnisse. Je schneller und sicherer sie ihren Trupp zum Ziel zu bringen wissen, desto höher werden sie geachtet und bezahlt. Begreiflicherweise liefern sich die einzelnen Führer und Mannschaften erbitterte Wettkämpfe, und der Ehrgeiz treibt die Ruderer, ihre Kräfte bis zum letzten auszuschöpfen.«<sup>138</sup>

»Am anstrengendsten sind die "Tragstrecken". Ein Teil der Männer schleppt die grossen Kanus, während die anderen sich das Frachtgut auf den Buckel laden, jeder etwa vierzig Kilo. Mit dieser Last, von den Führern ständig angetrieben, hasten sie im Eilschritt vorwärts, auf schlechten, oft schwierigen und felsigen Fusspfaden.

Sobald sie wieder im Kanu sitzen, ergreifen sie die Ruder und fahren weiter die endlosen Flüsse hinauf. So hasten die indianischen Mannschaften auf dem Wasser und auf Tragstrecken ohne Pausen ihren Zielen zu, von dem Moment an, wo das Eis der Seen und Flüsse aufbricht, bis zur Wiederkehr des Frostes im September. Oft gelangen die zuletzt gestarteten Kanutrups nicht mehr an den Zielort, sondern werden unterwegs vom Winter überrascht. Das verzögert das Eintreffen der Pelze um ein ganzes Jahr, dadurch verschlechtert sich ihr Zustand, und die Firma hat beträchtliche Verluste.«<sup>139</sup>

### 18.3 Konflikt mit der Hudsonbay-Gesellschaft

---

<sup>137</sup> S. 148-149

<sup>138</sup> S. 149

<sup>139</sup> S. 149

»Mehrere Jahre habe ich mit den englischen Geschäftsführern in bestem Einvernehmen gelegt, sie waren froh, dass ein Seelsorger sie in ihrer Einsamkeit besuchte. Aber jetzt entstehen immer grössere Schwierigkeiten, weil ich die Indianer anweise, den Sonntag als Ruhetag zu feiern.

Der Konflikt ist offen ausgebrochen. Nachgeben kann ich nicht, es handelt sich um eine wesentliche Frage. Auch auf meinen längsten und eiligsten Fahrten gebe ich dem Sonntag immer den ihm gebührenden Platz und beschneide nicht die Zeit, die dem Gebet gewidmet ist. Die Indianer lehre ich, dass sie den Sonntag heiligen müssen, auch wenn es stürmt und schneit und das Kampieren eisig kalt ist, die sonntägliche Ruhe ist für alle ein notwendiges geistliches Gut.

Das ist das Gebot des Schöpfers.«<sup>140</sup>

»Die Indianer wollen daher, sobald sie sich bekehren, die Sonntagsruhe einhalten. Aber damit erhebt sich eine ernste Frage: lässt es sich vertreten, dass die christlichen Kanumanschaften die Arbeit sonntags ruhen lassen? Darf man die wertvollen Pelzfrachten der Gefahr des verspäteten Eintreffens aussetzen? Alle Angestellten der Gesellschaft sind an dieser Frage interessiert, denn bezahlt werden sie je nach den erzielten Gewinnen. Die Entbehungen ihres harten Lebens in der Einsamkeit nehmen sie nur auf sich in der Hoffnung, dass sie sich hier rasch bereichern können. Daher machten sie verdutzte und empörte Gesichter, als mehrere der besten Ruderbrigaden und etwa hundert Träger jetzt erklärten, sie wollten sonntags nicht mehr arbeiten. Ein Siebtel des ohnehin schon so kurzen Sommers wegen Trägheit verloren! Wo kam man da hin?«<sup>141</sup>

## 18.4 Das erste Wettrennen

»Zur Zeit ist die Lage so: die Gesellschaft untersagt ihren Ruderern am Sonntag zu rasten. Ich gehe zum Geschäftsführer, um mit ihm zu reden.

"Was haben Sie den Indianern für dumme Ideen in den Kopf gesetzt?" erwidert er. "Hören Sie gefälligst auf mit diesen Hirngespinnsten, damit endlich wieder Ordnung eintritt."

"Sir! Erleidet Ihre Firma durch die christlichen Arbeiter etwa Schaden? Müssten Sie nicht vielmehr froh sein, wenn Sie ehrliche Träger haben, auf die Sie sich verlassen können? Ich bin sicher, dass die Mannschaften, die sonntags ruhen, in sechs Tagen mehr schaffen als die anderen in sieben."«<sup>142</sup>

»Unsere christlichen Indianer sind sich selber nicht ganz schlüssig, was sie tun sollen. Sie möchten zwar die Sonntage einhalten, aber auf der anderen Seite schrecken sie zurück bei dem Gedanken, sie könnten hinter ihren heidnischen Rivalen weit zurückbleiben. Um sie zu überzeugen, sowohl die Indianer als auch die Firmenangestellten, bleibt mir nur der eine Ausweg: ich muss die Probe aufs Exempel selber machen. Mein Entschluss ist gefasst; mit meinem Kanu werde ich beweisen, dass die Beachtung des Sonntags die Fahrtdauer nicht verlängert.

---

<sup>140</sup> S. 150

<sup>141</sup> S. 150

<sup>142</sup> S. 151



Die Gelegenheit zu meinem ersten Versuch bot sich zu Beginn des Sommers 1842. Ich hatte mir vorgenommen, zum oberen Saskatchewan zu fahren, da höre ich, dass die Hudson-Company eines ihrer schnellsten Boote wegen eines eiligen Geschäftes in die gleiche Gegend schicken will. Ich beschliesse, den Wettkampf mit ihm aufzunehmen. Das Kanu der Firma erhält eine erstklassige Besatzung; ich wähle eine gleiche Zahl von Ruderern und als Führer Kahwonaby. Beide Boote werden gleich schwer beladen. Das Boot der Firma, unter vielen ausgewählt, ist bedeutend besser als das unsere. Wir werden sonntags rasten, unsere Gegner ohne Pause durchfahren.«<sup>143</sup>

Zwischendurch werden sie vom Kanu des Häuptlings Maskepetoon herausgefordert. Kahwonaby weicht dieser Herausforderung geschickt aus, um keine Rache zu provozieren. »Wir kämpfen einen anderen, viel wichtigeren Kampf, und dort werden wir uns nicht besiegen lassen.«<sup>144</sup>

»Wochen vergehen. Schliesslich kommen wir nach Norway House zurück. Die Christen empfangen uns mit freudigem Beifall, denn wir sind die ersten. Die Angestellten der Firma warten mit Ungeduld auf ihr Kanu, das doch so schnell ist: erst am übernächsten Tag trifft es ein. Schon auf dem Hinweg hatten wir die Gegner um einen Tagesmarsch geschlagen.«<sup>145</sup>

## 18.5 Das zweite Wettrennen

»Unser Sieg über das Kanu der allmächtigen Gesellschaft hat viel Aufsehen erregt; den ganzen Winter über wird in den Wigwams davon gesprochen. Unsere Christen haben jetzt volles Vertrauen, dass es seinen Wert hat, wenn man den Sonntag achtet. Sie sind entschlossen, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Im nächsten Sommer werden sie sich untereinander zu eigenen Mannschaften zusammenschließen, gleichgültig, was die Firma anordnet. Bei den Indianern gehen die Wetten hin und her; jeder ist gespannt, wer bei der grossen Fahrt der Schnellste sein wird, diejenigen, die den Sonntag einhalten oder die ihn übergehen.

Anfang Juni 1843 fahren die Brigaden los. Wir bestärken die christlichen, dass sie ihrem Grundsatz treu bleiben; allerdings verstehen wir, wie schwer es für sie sein wird, wenn sie sehen müssen, dass die Rivalen sonntags grosse Vorsprünge gewinnen. ...

Die Vertreter der Firma sind wütend. Ihre Niederlage im vergangenen Sommer, die sie nicht erwartet hatten, haben sie noch nicht verwunden, und dass die Christen ihnen jetzt zum zweitenmal die Stirne bieten wollen, das erbittert sie. Während die Ruderer auf dem Fluss ihren Wettkampf ausfechten, haben wir in Norway House ständige Schikanen zu erdulden. Erst hat die Firma protestiert, dann drohte sie, und jetzt verfolgt sie uns durch tausend hinterhältige Schikanen.

Der Streit um den Sonntag wird für uns noch schwere Zeiten bringen. Die beteiligten Weissen suchen mein Ansehen bei den Indianern durch niederträchtige Verleumdungen zu untergraben. Sie unternehmen

---

<sup>143</sup> S. 151-152

<sup>144</sup> S. 152-153

<sup>145</sup> S. 153-154

Schritte, um zu erreichen, dass ich nach England zurückgerufen werde, auch dabei schrecken sie vor falschen Beschuldigungen nicht zurück.«<sup>146</sup>

»Wir werden eingesponnen in ein Netz von Intrigen. Man will mir das Leben in Kanada unmöglich machen. Bei jeder Fahrt, bei jedem Schritt, den ich tue, bin ich auf die allmächtige Gesellschaft angewiesen; sie nutzt dies aus und macht mir Schwierigkeiten, wo sie kann; sie hofft, dass ich den Mut verliere und das Land verlasse.«<sup>147</sup>

»2. September. - ... Das ganze Dorf drängt sich auf dem Ufer zusammen und blickt in atemloser Spannung flussaufwärts, um die Ankommenden zu erkennen. Sie nähern sich langsam, man merkt, dass sie müde sind; aber im Rhythmus der Ruderschläge klingt die Freude der Heimkehr.

Kein Zweifel, die kräftige, breitschultrige Gestalt ist Kahwonaby. Die Christen sind also die ersten.

Ruhig, in der Gewissheit eines überlegenen Sieges, legen sie am Ufer an, sie haben einen Vorsprung von mehreren Tagen. Trotz ihrer Müdigkeit wollen sie zuerst in die Kapelle gehen; ein kurzer Gottesdienst zur Danksagung vereint dort die Ruderer und ihre Familien.«<sup>148</sup>

Kahwonaby erzählt am nächsten Tag im Sonntagmorgen-Gottesdienst, wie sie die Sonntage gefeiert hatten:

»Sonntagmorgen stehen wir frühzeitig auf, baden im Fluss, frühstücken und ziehen unsere Festkleider an, die wir immer bei uns haben. Dann halten wir einen Gottesdienst ab; wir haben nicht vergessen, auch unsere Rindenbibeln und einige Gesangbücher mitzunehmen. Nach dem Mittagessen schlafen wir und erholen uns, und abends beschliessen wir mit einer Andacht diesen guten Sonntag.

Die anderen Mannschaften sind im Lauf des Tages an uns vorübergekommen und haben uns überholt. Sie haben uns Schimpfworte zugerufen und uns verspottet: 'Faulpelze!' 'Singen könnt ihr - besser als rudern, ihr Mädchen!' Uns berührt das wenig. Wir halten uns an das Gebot: Gedenke des Feiertages, dass du ihn heiligst. Und wir singen unsere Lieder am Ufer und ermutigen die heidnischen Ruderer.

Erholt und gestärkt stehen wir am Montagmorgen schon in aller Frühe auf.«<sup>149</sup>

»Nach dem Gottesdienst gehen wir in einem grossen Zug zum Ufer und bewundern die siegreichen Kanus. Erst jetzt fällt mir etwas auf, was mir gestern, als die Ruderer ankamen, in der allgemeinen Aufregung entgangen ist: an der Spitze seines Führerbootes hat Kahwonaby ein Kreuz angebracht.

"Missionar", sagt er, als er meine Überraschung sieht, "die heidnischen Mannschaften kämpfen für den Ruhm ihres Totems, für den Sieg des Wolfes, des Fisches, des Elches. Und wir, wir wollen für den Ruhm des Zeichens Christi kämpfen."«<sup>150</sup>

»11. September. - Die ersten Kanus der heidnischen Gruppe treffen ein. Die Ruderer sind sehr ermüdet, die Kälte in den letzten Tagen hat ihnen zugesetzt. In kleinen Trupps tröpfeln die Boote herein; bei jeder Mannschaft sind ein oder mehrere Mitglieder völlig ausgepumpt, keine ist imstande, die Fahrt bis zur

---

<sup>146</sup> S. 154-155

<sup>147</sup> S. 156

<sup>148</sup> S. 160

<sup>149</sup> S. 160-161

<sup>150</sup> S. 162

Faktorei in York fortzusetzen, ohne vorher eine längere Ruhepause einzulegen. Unsere Ruderer hingegen fahren schon seit mehreren Tagen den Nelsonfluss hinunter.«<sup>151</sup>

»18. September. - Noch immer treffen Boote vom Saskatchewan ein, auch diese sind noch nicht die letzten. Die Männer sind am Ende ihrer Kräfte.«<sup>152</sup>

»19. September. - Die Rückkehr der heidnischen Brigaden rückt den Sieg der unseren nur noch mehr ins Licht. Während die Angestellten der Gesellschaft bitterböse sind und uns überall zu schaden suchen, sind die Indianer durch den "Sieg des Kreuzes", wie sie sagen, sehr beeindruckt. Sie beginnen zu begreifen, dass Gott nicht nur für alte Weiber einen Wert hat, sondern auch für das stärkere Geschlecht. Viele von den Heiden kommen jetzt in unsere Gottesdienste. Sie gehen zwar umher und machen ziemlich viel Radau, hören aber trotzdem zu.«<sup>153</sup>

»Oktober. - Der Winter setzt mit grosser Plötzlichkeit und Schärfe ein und macht die Flüsse unbefahrbar. Mehrere der heidnischen Kanus sind nicht nach Norway House zurückgekommen, sie sitzen irgendwo am Unterlauf des Nelsonflusses fest.«<sup>154</sup>

»Auch die Angestellten der Hudsonbay-Gesellschaft haben sich nun überzeugen lassen. Sie setzen jetzt der Einhaltung des Sonntags keinen Widerstand mehr entgegen, sie haben nun erfahren, dass die Sonntagsruhe nicht nur für das Wohlergehen der Ruderer nützlich ist, sondern auch für ihre eigenen Interessen.«<sup>155</sup>

## 19. Maskepetoon

Maskepetoon war ein sehr starker und stolzer Krieger. Er hatte viele Skalpe an seinem Gürtel. Eines davon war der seiner Frau, welche er bei lebendigem Leibe skalpiert hatte.

Nach dem Sieg der christlichen Kanus beginnt er regelmässig die Gottesdienste zu besuchen.

»Sonntag, 24. September. - Maskepetoon hat wieder am Gottesdienst eilgenommen. Ich sprach über das Thema "Versöhnung" und darüber, dass der Mensch seinen Feinden verzeihen soll. Kann es für diesen wilden Krieger etwas Unbegreiflicheres geben als Verzeihen? Trotzdem hat er eifrig zugehört.

25. September. - Mit nachdenklicher Miene erscheint der Skalpjäger im Missionshaus. Die ganze Nacht hat er über die Liebe Jesu Christi nachgedacht, der es fertigbrachte, seinen Feinden zu vergeben. Ihn beunruhigt ein Satz aus dem gestrigen Gottesdienst: "Wenn ihr wollt, dass der Grosse Geist euch verzeiht, müsst ihr selber auch verzeihen, allen, selbst dem, der euch das grösste Übel zugefügt hat." ... Kann ein solcher Unmensch die Liebe Gottes je verstehen?

---

<sup>151</sup> S. 163

<sup>152</sup> S. 163

<sup>153</sup> S. 163-164

<sup>154</sup> S. 164

<sup>155</sup> S. 201

26. September. - Heute kam der Skalpjäger zu mir und berichtete, er habe dem, der seinen Sohn getötet hat, verziehen. Er wird ihm sagen lassen, dass er nicht mehr darauf aus sei, sich zu rächen.«<sup>156</sup>

»November. - Maskepetoon macht mir einen Abschiedsbesuch; er verlässt das Dorf und begibt sich auf die Winterjagdfahrt. Ich frage ihn, wie er sich verhalten werde, wenn er auf die Schwarzfüsse stiesse, seine Erbfeinde.

"Wenn die Scharzfüsse sich in angemessener Entfernung halten, werde ich sie nicht angreifen. Ich will auch mit ihnen in Frieden leben. Ein Feigling bin ich aber nicht geworden, auch mit deiner Religion nicht: wenn die Scharzfüsse mich anfallen, dann werden sie zu spüren kriegen, dass ich nicht nur beten kann, sondern genauso gut kämpfen."«<sup>157</sup>

## 20. Missionsreise 4: Bei den Bluträchern!

### 20.1 Die Lichtinsel

»Im Sommer 1844 verwirklicht sich mein liebster Plan: wir fahren zu den Ufern des Mackenzie. Einer meiner besten Helfer in der Druckerei ist ein Sohn dieses fernen Landes; Hassel heisst er, und das Zureden dieses jungen Indianers hat dazu beigetragen, dass ich meinen Lieblingsplan nun ausführe. Wir werden die Flüsse hinaufrudern bis zum "Hochland", von dort zum Mackenzie vorstossen und den riesenhaften Strom, der an Länge und Mächtigkeit dem Mississippi nicht nachsteht, in Richtung auf das Eismeer hinunterfahren.

Es ist eine ungeheure Strecke, sie misst 4000 Kilometer.«<sup>158</sup>

»Wir werden die Fahrt in meinem neuen Kanu machen, der "Lichtinsel". Ich habe mir nämlich eigenhändig ein Boot aus Weissblech gebaut, das widerstandsfähiger ist als die Birkenrinde. Als die Indianer das Kanu zum erstenmal in der Sonne blitzen sahen, deren Strahlen es wie ein Spiegel zurückwarf, nannten sie es "Lichtinsel". Mit der "Lichtinsel" will ich das grosse Licht des Evangeliums zu den Ufern des Mackenzie bringen.«<sup>159</sup>

### 20.2 Hassel stirbt

»Hassel, mein Reisebegleiter, gehört dem besonders wilden Stamm der Bluträcher an. Auf einer Fahrt hat er sich zum Christentum bekehrt. Daraufhin hat seine Familie ihn verstossen. Er ist klug und besitzt ein erstaunliches Ortsgedächtnis und eine grosse Sprachbegabung. Englisch, Französisch und den Crie-Dialekt spricht er fliessend, in verschiedenen weiteren Sprachen kann er sich verständlich machen. Da er ein frommer Mensch ist und von echter christlicher Gesinnung, brennt in ihm der Wunsch, das Evangelium

---

<sup>156</sup> S. 164

<sup>157</sup> S. 164-165

<sup>158</sup> S. 165

<sup>159</sup> S. 165-166

auch zu seinen Stammesbrüdern hinzutragen und ihre wilden Herzen zu erweichen. Die Familie, und überhaupt den ganzen Stamm, hat bisher noch nie ein Missionar besucht.«<sup>160</sup>

»Als Ruderer haben wir Oig gewählt, er ist ein liebenswürdiger Mensch und ein erfahrener, geschickter Bootsfahrer, ausserdem sehr ausdauernd. Die Indianer versorgen uns mit Proviant, Munition für die Jagd und allem, was wir für die lange Reise nötig haben. Sie nehmen grossen Anteil an unserem Unternehmen, sind aber auch beunruhigt, denn jeder weiss, dass die Bluträcher zu den grausamsten und wildesten Stämmen gehören. Die Gefahren, die mit dieser Fahrt verknüpft sind, machen uns den Abschied diesmal schwerer als gewöhnlich. Wir starten Anfang Juni.«<sup>161</sup>

»Die Reise wurde durch ein schreckliches Ereignis unterbrochen. James Evans brachte es nie über sich, den tragischen Vorfall persönlich zu schildern. Erst Jahre danach erfuhr man den genauen Hergang durch den Ruderer Oig, der die Geschichte folgendermassen erzählte: ...

Plötzlich sagte Hassel leise:

Da vorne sind Enten! Reicht mir das Gewehr!

Wir hatten das Gewehr gewöhnlich im Hinterteil des Bootes. Zur Vorsicht legten wir es immer mit der Mündung nach aussen. Ich lehnte mich zurück, nahm die Büchse, drehte sie herum und spannte leise den Hahn. Es war ein Steinschlossgewehr. Dann reichte ich sie Herrn Evans, der griff mit der Hand hinter sich, um sie anzunehmen, sah sich aber nicht um, denn er spähte vorne nach den Enten, man konnte sie im Nebel kaum erkennen.

Auf irgendeine Weise, wie, weiss ich selber nicht, ging der Schuss dann los, gerade in dem Augenblick, wo Herr Evans das Gewehr aus meiner Hand nahm, und weil die Mündung nach vorn gerichtet war, wo Hassel sass, traf ihn die ganze Ladung in den Kopf. Der arme Hassel! Er drehte sich um, sah Herrn Evans traurig an und sank tot auf den Boden des Kanus.

Furchtbar! Herr Evans war halb wahnsinnig vor Schmerz, ich selber auch. Wir weinten und schluchzten wie Kinder. ...

Aber irgend etwas mussten wir ja tun. Wir sind dann an Land gefahren und haben unseren armen Kameraden weinend aus dem Boot gehoben und am Ufer in den Sand gelegt. Lange haben wir dort neben ihm gesessen, keiner hat ein Wort gesagt. Dann haben wir versucht zu beten ... wir konnten nur weinen. Der Grosse Geist aber hatte uns gehört, wir wurden ruhiger und fühlten uns getröstet, obwohl die Tränen uns noch immer herunterliefen.«<sup>162</sup>

»So beschlossen wir, unseren Toten dort am Ufer zu begraben. Wir haben eine Grube ausgeworfen und ihn sanft hineingebettet, dann sind wir schweren Herzens wieder ins Kanu gestiegen und sind heimgefahren.

Aber ach, wie traurig war die Heimfahrt! Unsere Augen waren so verdunkelt von Tränen, dass wir kaum unseren Weg fanden. Es kam uns vor wie ein Albtraum, so beklommen war uns zumute.«<sup>163</sup>

---

<sup>160</sup> S. 166

<sup>161</sup> S. 166

<sup>162</sup> S. 167-168

<sup>163</sup> S. 168

»Zuerst konnten wir kein Wort herausbringen. Als wir schliesslich die schreckliche Geschichte erzählt hatten, kam in ihre Herzen eine grosse Rauer, und tatsächlich, der Kummer war ja zweifach. Der eine Kummer war der Tod eines so nützlichen und lieben Menschen, der andere, noch grössere, war der, dass sie sahen, wie niedergeschmettert unser geliebter Missionar war, weil er ein solches Unglück selbst verschuldet hatte."

Oig war Indianer und hatte gewiss kein übermässig weiches Herz, dennoch war er immer tief ergriffen, wenn er die Tragödie erzählte, auch nach vielen Jahren noch.

Vor allem auf James Evans hatte das Unglück eine furchtbare Nachwirkung. Er konnte sich nie mehr davon erholen, er war seit diesem Tag ein anderer Mensch, mit einmal gealtert.«<sup>164</sup>

### 20.3 James Evans stellt sich den Bluträchern

»Einige Wochen nach seiner Rückkehr kam er zu der Überzeugung, dass er Hassels Tod der Familie selber mitteilen und seine Schuld dem indianischen Gesetz entsprechend sühnen müsse. Hassels Stamm wollte er sich als überliefern, dem Stamm der Bluträcher!«<sup>165</sup>

»Er ordnete seine persönlichen Angelegenheiten und vertraute die Mission, die Schule, die Druckerei, sein ganzes Werk den Mithelfern an, die er sich herangebildet hatte und die seine Pläne weiterführen konnten.

Dann rüstete er sich zur Abfahrt, wie zu einer Fahrt in den Tod, verliess seine weinende Familie und trat die Reise in das ferne Land an- eine trostlose, einsame Reise, denn keinem seiner Freunde hatte er erlaubt, ihn zu begleiten.«<sup>166</sup>

»Als er in dem Dorf der Bluträcher ankam, fragte er nach dem Wigwam von Hassels Eltern. Man führte ihn hin. Er ging sofort hinein, setzte sich auf den Boden, schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus.«<sup>167</sup>

»Sein Bericht rief natürlich einen grossen Aufruhr hervor. Die ganze Familie hatte Hassel, als er der Religion der Väter abgeschworen hatte, fallen lassen, sie hatte ihn davongejagt und sich um sein weiteres Schicksal nicht gekümmert. Nun aber, als sie seinen Tod erfuhr, erwachten alle schlechten heidnischen Instinkte, und sie verlangte Blutrache gegen den, der ihren Sohn getötet hatte. Die Dolche wurden gezückt, die Tomahawks blitzten, und die ganze Sippe schrie nach Vergeltung für das vergossene Blut.«<sup>168</sup>

---

<sup>164</sup> S. 169

<sup>165</sup> S. 169

<sup>166</sup> S. 170

<sup>167</sup> S. 171

<sup>168</sup> S. 171

## 20.4 James wird der Sohn von Hassels Mutter

Als die Mutter Hassels »sah, dass die Bluträcher ihn umringen wollten, trat sie vor, stellte sich vor den Fremden, legte ihm die Hände auf den Kopf und rief: "Nein, er soll nicht sterben. In seinem Herzen war nichts Böses! Er soll am Leben bleiben und mein Sohn sein; er soll an die Stelle dessen treten, der nicht mehr unter den Lebenden ist!"«<sup>169</sup>

»September 1844. - Das Mitgefühl der Mutter hat mir das Leben gerettet, aber dafür bin ich jetzt ein Gefangener. Für das Trauerzelt hat mich meine Familie in einen verlassenem Wigwam des Dorfes verbannt. Ein Kind bringt mir einmal am Tage ein kümmerliches Mahl, unappetitliche Überreste vom Essen der anderen. ... Und jetzt überlässt man mir, was selbst die Frauen verschmäht haben! ...

Ich kann mich frei bewegen, niemand kümmert sich um mich. Der Bandit, der aus Bosheit zuschlägt, der Skalpjäger, der sich mit der Menge seiner Opfer brüstet, genießt bei diesen Rothäuten Achtung. Wer jedoch aus Ungeschick getötet hat, den stossen sie voll Abscheu zurück. Das Bedauern, dass man einen anderen umgebracht hat, betrachten sie als Zeichen von Feigheit, und wenn sie einen Feind nicht für würdig befinden, die Todesstrafe zu erhalten, dann fügen sie ihm damit die grösste Beleidigung zu. In ihren Augen ist es so, als wenn ich nicht mehr existierte. Sie wenden sich von mir ab, wie von einem Stachel-schwein, das nicht mal eines Fusstritts würdig ist.«<sup>170</sup>

»Am Tag nach dem Mondwechsel erscheint meine Adoptivmutter an der Tür des Wigwams und sagt einfach: "Komm mit, du bist mein Sohn." Sie geht zu ihrem Zelt, ich hindendrein. Sie gibt mir eine schmutzige Decke aus Kaninchenfell und weist mir einen dunklen Winkel in der Hütte zu.«<sup>171</sup>

»Das ganze Zusammenleben in den Wigwams spielt sich in der gleichen, unbeschreiblich rohen Art ab, und die Indianer behandeln mich buchstäblich wie einen Hund; ... Und das sind die freien, die unberührten Indianer im Norden, die, von denen ich geträumt hatte, die in meiner Phantasie so edel und grossherzig waren. Damals hatte mich ein brennendes Verlangen getrieben, sie zu sehen und zu lieben. Und jetzt bin ich ihr Adoptivsohn und habe teil an ihrem Leben - und an seiner ganzen grauenhaften Rohheit!«<sup>172</sup>

## 20.5 Magua hört biblische Geschichten

»10. Februar. - Magua, eine kleine Enkelin von Sagamore, ist sehr krank. Der Zauberer sieht ihren Fall als hoffnungslos an und hat die Behandlung aufgegeben. Seitdem kümmern sich auch die Eltern nicht mehr um das kleine Mädchen, obwohl es ständig jammert. Nun habe ich mich erboten, das Kind zu pflegen.«<sup>173</sup>

---

<sup>169</sup> S. 172

<sup>170</sup> S. 172-173

<sup>171</sup> S. 173

<sup>172</sup> S. 177

<sup>173</sup> S. 180-181

»Mit Hilfe von Sagamore bereite ich Magua ein Lager in unserem Wigwam und bringe sie dort unter. Ein Aufguss von Flechten, den wir ihr eingeben, beruhigt sie; auch das Gefühl, nun liebevoll versorgt zu werden. Um sie abzulenken, erzähle ich ihr Geschichten von Jesus. Sie hört verwundert und mit Freude zu und will immer neue Geschichten hören.«<sup>174</sup>

»Nun fahre ich mit meiner biblischen Erzählung fort: "Er erblickte Jesus und sagte: 'Das ist Gottes kleiner Seehund.' Gott liebt Jesus, wie der Seehund sein Kind liebt. Und mit der gleichen Liebe liebt Jesus uns: er nimmt die kleinen Seehunde auf seine Arme und trägt sie."«<sup>175</sup>

»Nun verlangt sie immer weitere Geschichten von "Gottes kleinem Seehund". Das kranke Kind sieht sich im Geist selber von Jesu Arm getragen wie das Seehundjunge. In den fiebrigen Augen leuchten Rührung und Vertrauen auf.

Die Grossmutter sitzt neben uns und hört zu. Das Bild des Kindes, das von Jesus geliebt wird wie der kleine Seehund von seiner Mutter, scheint auch sie zu berühren.«<sup>176</sup>

»Sonntag, 16. Februar. - Magua wird immer schwächer, sie jammert und fühlt sich sehr elend. Nur wenn ich ihr biblische Geschichten erzähle, beruhigt sie sich. Auch Sagamore lässt sich kein Wort davon entgehen. Wie ich merke, erzählt sie die Geschichten auch den anderen Frauen weiter. Heute hat sie am Eingang ihren Nachbarinnen ein Zeichen gegeben, und zwei oder drei von ihnen sind leise ins Zelt geschlüpft und haben die Geschichte vom kleinen Seehund, der vom Grossen Geist geliebt wird, mit angehört.«<sup>177</sup>

»26. Februar. - Die kleine Magua ist gestorben. Ein paar Stunden vorher sagte sie zu ihrer Grossmutter: "Ich habe keine Angst vor dem Sterben, ich weiss, dass mich Jesus liebt, und er liebt euch alle, so wie die Seehundmutter ihr Kleines liebt." In den Herzen der geplagten Indianerinnen, die dabeisassen, haben ihre Worte einen starken Widerhall gefunden.«<sup>178</sup>

»Am nächsten Morgen ist das kleine Mädchen begraben worden, nach indianischem Ritus. Auf dem Grabhügel hat die Grossmutter das Totem des Stammes gesetzt: ein Stück Birkenrinde, auf das sie einen Seehund mit seinem Jungen gemalt hatte! Jetzt begreife ich, warum "das Bild Gottes vom kleinen Seehund" so bereitwillig aufgenommen wurde und die Herzen anrührte.«<sup>179</sup>

## 20.6 Die Bluträcher hören biblische Geschichten

»10. März. - Wir befinden uns wieder auf einem Jagdzug. Seit mehreren Tagen tobt der Schneesturm und hält uns im Wigwam gefangen. Eine trübe, gelangweilte Stimmung lastet auf unseren Gemütern, und die indianischen Jäger erzählen sich abergläubische Geschichten. ...

---

<sup>174</sup> S. 181

<sup>175</sup> S. 182

<sup>176</sup> S. 182

<sup>177</sup> S. 183

<sup>178</sup> S. 183

<sup>179</sup> S. 183



"Und du, Bleichgesicht, hast du nichts zu erzählen?"

Der unmittelbare Anruf weckt mich auf, und ich spreche von Jesus, von seiner Liebe, ich erzähle die Geschichte vom "Verlorenen Sohn" und vom "Barmherzigen Samariter". Und die rauhen Jäger hören zu und werden angerührt. In ihren Augen sehe ich einen ersten Anflug von Vertrauen aufleuchten.«<sup>180</sup>

»25. März. - Sowohl die Frauen als auch die Jäger finden an den biblischen Geschichten Gefallen, und wenn ein Schneesturm uns im Wigwam festhält, muss ich immer erzählen.

An solchen Tagen zeige ich den Indianern auch, zunächst wie ein Spiel zum Zeitvertreib, dass man die Sprache durch Bildzeichen festhalten kann, und bringe ihnen bei, mit Kohle ein paar einfache Worte zu schreiben. Die Indianer staunen. Die Silbenzeichen sind so leicht, dass sie sie gelernt haben, bevor der Sturm vorüber ist. In kurzem werden sie lesen können! Werde ich ihnen eines Tages eine in ihrem Dialekt gedruckte Bibel übergeben können?«<sup>181</sup>

## 20.7 Sagamore, die Mutter Hassels, wird gläubig

»"Ja, Mutter, jede Liebe kommt von Gott. Aber wieso hat er dein Herz berühren können?"

"Als du erzählt hast, wie Hassel gestorben ist, hat Gott sie mir gegeben. Wenn mein Kind mit dir hierher gekommen wäre und noch lebte ... ich weiss nicht, vielleicht hätte ich sie nicht ergriffen. Er musste wohl sterben, damit ich an diese Liebe glaubte. Durch seinen Tod hat er mein Herz geöffnet.«<sup>182</sup>

»22. Mai. - Sagamores Herz schliesst sich immer mehr auf. ...

Heute fragt sie, wo ihr toter Sohn sich nach meinem Glauben jetzt befindet. Ihre Frage traf mich wie ein Schock, ich wankte. Dann erzählte ich ihr von der christlichen Hoffnung, von Gott, der die Seinen zu sich nimmt. ..

Lange schweigt sie, ganz in ihr Inneres gekehrt, dann sagt sie plötzlich: "Ich will auch glauben wie mein Sohn, und ich werde ihn wiedersehen."«<sup>183</sup>

»25. Mai. ... Sagamore sagt: "Es bedrückt mich jetzt nicht mehr, dass Hassel gestorben ist. Hat er uns durch seinen Tod nicht das Leben gegeben? Wie Jesus gestorben ist, um die Sünder zu erretten, so hat auch uns Hassel gerettet, als er starb. ...

Ihre Worte bewegen mich tief. Welch wunderbarer Trost für meine Not! Allerdings - darf ich selber es so hinnehmen? Darf ich glauben, dass der Tod, den ich verschuldet habe, der von Gott gewollte Weg ist, dieses Volk zu retten?«<sup>184</sup>

## 20.8 Frei!

---

<sup>180</sup> S. 183-184

<sup>181</sup> S. 184-185

<sup>182</sup> S. 185-186

<sup>183</sup> S. 187

<sup>184</sup> S. 188

»22. Juni. - Das Kommen des Frühlings lässt meine Gedanken immer wieder nach Norway House wandern. Die Trennung kommt mir schmerzlich zum Bewusstsein, und ich muss ständig an die Sorge meiner Frau denken. Seit meiner Abfahrt vor fast einem Jahr hat sie nichts von mir gehört, sicher lebt sie in dem Glauben, die Wilden hätten mich umgebracht, denn sie weiss aus den Erzählungen der Indianer, dass die Bluträcher keinen verschonen.«<sup>185</sup>

»25. Juni. - Soll ich fliehen? Mein Kanu liegt bereit, das Rudern habe ich nicht verlernt. Seit einigen Tagen verfolgt mich die Versuchung. Aber ich will ihr nicht nachgeben. Die Indianer haben mich am Leben gelassen, ich habe mich ihnen anvertraut. Dürfte ich sie hintergehen, jetzt, wo ihre Herzen sich dem Evangelium aufschliessen und sie mir zu vertrauen beginnen?«<sup>186</sup>

»19. Juli. - Die Enzianblüten sind verwelkt, ich habe neue geholt. Sagamore hat bemerkt, wie sehr die kleinen Blüten, so oft ich sie betrachte, mein Inneres bewegen. Sie blickt mich schweigend an, bläst in die Glut des verglimmenden Feuers, und beobachtet mich wieder mit ihren schwarzen tiefsinnigen Augen: "Mein Sohn, du sehnst dich nach deiner Tochter!" Sie legt ein paar neue Reiser ins Feuer, dann sagt sie still und ohne äussere Erregung, doch mit grosser Freundlichkeit:

"Du kannst noch hin zu dem Kind, das du vermisst, geh nur! Die Flüsse sind offen, fahr zurück zu deiner Familie, sie wartet auf dich."

Ihre Worte treffen mich so plötzlich, dass ich schwanke, die Stimme versagt mir. Sagamore hat sich wieder über das Feuer gebeugt, es dauert eine ganze Zeit, bis ich mich gefasst habe.

"Mutter, du weisst, ich muss noch ein Jahr hierbleiben. Dein gutes Herz hat mich gerettet, ich bin dein Sohn, ich werde dir die Treue nicht brechen."

"Du hast mich über Hassels Tod hinwegtröstet, mein Sohn, du hast mir vom Erlöser erzählt und dass er uns alle liebt, die Mütter und die Kinder. Du hast mir dieses Licht gebracht, mit ihm kann ich jetzt leben. Geh hin und tröste die, die dich brauchen."

Sagamore hat den Plan, mich freizulassen, sogleich dem Stamm unterbreitet. Die Häuptlinge haben über ihren Vorschlag beraten, einige waren erstaunt, dass das Gesetz durchbrochen werden sollte, aber widersetzt hat sich keiner. Ich bin frei!«<sup>187</sup>

## 20.9 Die Bluträcher nehmen das Evangelium auf

»Sonntag, 20. Juli. - Der ganze Stamm hat sich versammelt und ist dem Ruf zum Gebet gefolgt. Die mich als Sklaven verachteten, wollen den freien Mann, der sie verlassen wird, unbedingt hören.

Ich fühle mich tatsächlich in jeder Weise befreit. Zum erstenmal seit einem Jahr darf ich von der Befreiung durch das Evangelium sprechen. Welche Freude, dass ich nun endlich wagen kann, auch diesem Stamm den Gekreuzigten zu predigen.

Alle sind um mich geschart, welche Botschaft soll ich ihnen sagen? Hinter ihren wartenden Gesichtern erscheint mir das Bild des sterbenden Hassel: ja, ich will vom Opfer sprechen.

---

<sup>185</sup> S. 192

<sup>186</sup> S. 192

<sup>187</sup> S. 193-194

Der Seehund opfert sich für sein Junges, denn er liebt es. Ich beschreibe die zärtliche Fürsorge des Seehundes, selbst der Zauberer lauscht überrascht. Und aus Liebe opfert sich jede Menschenmutter für ihr Kind, sie setzt ihr eigenes Leben der Gefahr aus, um anderes Leben zu bewahren und zu schützen. Genauso ist der indianische Krieger bereit, sein Leben hinzugeben, damit der Stamm, den er liebt, weiterleben kann.

Sagamore unterbricht mich: "Ja, es gibt kein Leben ohne Opfer. Es gibt keine glückliche Familie, wenn nicht die Liebe einer Mutter da ist, die sich aufopfert. Es gibt keinen starken Stamm, wenn seine Kinder selbstüchtig sind. Wer sich nicht opfern will, bringt das Leben zum Stillstand." ...

Nun fasse ich zusammen: "Ihr seid Söhne des Seehunds, ihr seid Kinder der Aufopferung. Das Opfer hat euch das Leben gegeben und es ist euer Zeichen. Aber es gibt noch ein anderes Opfer, das kennt ihr nicht, es schenkt ein ganz neuartiges Leben. Eure Herzen sind schlecht, ihr könnt nicht in Frieden nebeneinander leben, von da kommt euer Unglück. Gott liebt die Menschen, und um sie aus ihrem Unglück herauszuretten, hat er seinen Sohn gesandt, den er lieb hat wie der Seehund sein Junges. Der Retter hat Mitleid gehabt mit all den Unglücklichen, er hat sie geliebt, aber sie haben ihn nicht verstanden und ihn verfolgt. Er hat sie trotzdem geliebt und hat ihnen sein Leben gegeben. Er hat sich geopfert, damit sie das neue Leben bekamen, das Leben der Liebe."

Dann erzähle ich, wie Jesus am Kreuz gestorben ist, und schildere sein Leiden, seine Hingabe. Die Indianer hören die erhabene Geschichte an, zuerst nur interessiert, dann in ihrem Herzen berührt und schliesslich mit immer grösserer Ergriffenheit.

"Jesus", sage ich zum Schluss, "hat sein Leben für euch gegeben. Er, der Sohn Gottes, hat sich geopfert, damit eure harten Herzen ein neues Leben in Gott fänden. Wollt ihr nicht eure Bosheit aufgeben und glücklich mit Gott leben?"

Da ging durch den ganzen Stamm eine Welle, so mächtig wie die des Mackenzie beim Aufbrechen des Eises: ihre rauhen Herzen tauten auf, der Geist der Rache, der ihren Seelen den Weg versperrt hatte, wurde hinweggeschwemmt, und neue Ströme begannen zu fliessen, zunächst noch von Schmutz getrübt, aber kraftvoll und dazu bestimmt, immer klarer und klarer zu werden. Gott hatte ihre Seelen ergriffen.«<sup>188</sup>

## 20.10 Rückkehr

»Montag, 21. Juli. - In der ersten Morgenfrühe nehme ich Abschied von meiner indianischen Familie. Als ich ins Kanu steige, steckt mir Sagamore eine Rolle zu: "Das sollst du auf Hassels Grab legen als Zeichen meiner Liebe." Ich schaue hin: es ist eine Birkenrinde, darauf das Bild des Seehundes mit seinem Kind.«<sup>189</sup>

»13. September. - Noch diese Biegung, dann werde ich das Dorf sehen. Ich bin erschöpft, nur mit Mühe kann ich noch das Ruder führen. ...

Und plötzlich liegt die langentbehrte Heimat vor mir, im letzten Strahl der Abendsonne. Die innere Bewegtheit verschleiert meinen Blick.

---

<sup>188</sup> S. 194-196

<sup>189</sup> S. 197

Kinder, die am Ufer spielen, haben mein Kanu erkannt. "Die Lichtinsel!" schreien sie aus vollem Hals. "Die Lichtinsel kommt zurück!" Andere nehmen ihre Rufe auf, das ganze Dorf gerät in Aufruhr, alles stürzt heraus. Die Neuigkeit verbreitet sich mit Windeseile, sie weht über die Dächer, sie dringt in jede Kammer, sie entdeckt zwei arme Frauen, die vierzehn Monate ihr Brot mit Tränen assen, die sich verwitwet und verwaist glaubten. Ihre Türe fliegt auf, und auch sie kommen freudestrahlend angelaufen.«<sup>190</sup>

James trauert immer noch um seinen Freund. Maria und Eugenie bestätigen seinen Entschluss, einen Teil von ihren Einkünften an Sagamore zu schicken, »als Ersatz für das, was ihr ihr Sohn gegeben hätte.«<sup>191</sup>

»Marias Gesundheit ist erschüttert, die vierzehn sorgenvollen Monate haben sie zerbrochen.

Als ich sehe, welche Leiden der Einbruch des Winters über unsere Gemüter bringt, wird mir klar, dass wir einen weiteren Winter hier nicht mehr ertragen werden. Noch vor dem nächsten Herbst müssen wir hier fort.

Wir sind geschwächt, aber nicht entmutigt. Das Missionswerk ist uns ein grosser Trost.«<sup>192</sup>

## Weihnacht - das Friedensfest

»Ein schönes und tröstliches Erlebnis wurde auch die Weihnacht, sie war ein echtes Friedensfest.

Die Indianer, die sich zum Glauben bekehrt hatten und die Freudigkeit des neuen Lebens spürten, wollten die, die nun ihre Brüder waren, kennenlernen. Als Angehörige ganz verschiedener Stämme - Stämme, welche früher ihren Lebenszweck und ihren Stolz darin gesehen hatten, sich gegenseitig zu befehlen - kommen sie mit ihren Schlitten von allen Seiten an, einige aus weit entlegenen Gebieten, vereinigen sich auf der Ebene vor dem Dorf und schlagen ihre Zelt nebeneinander auf, um den Grossen Geist, der die Wälder und Prärien erfüllt, gemeinsam anzubeten.

Menschen, die sich einst bis zum letzten bekriegt hatten, feierten nun Seite an Seite das Weihnachtsfest, sangen und beteten gemeinsam unter tief verschneiten Bäumen. Die herzliche Liebe, die sie als Christen einander bewiesen, bewegte uns tief, sie alle erfreuten sich eines Glücks, von dem sie früher nichts geahnt hatten.«<sup>193</sup>

## Die christlichen Indianer helfen ihren Erzfeinden

---

<sup>190</sup> S. 198

<sup>191</sup> S. 199

<sup>192</sup> S. 200

<sup>193</sup> S. 201-202

Eine Blatternepidemie trifft die Schwarzfussindianer. James Evans motiviert die christlichen Indianer, ihren Erzfeinden Hilfe zu bringen. »Kahwonaby hat sich entschlossen, die grosse Verantwortung zu übernehmen und die Hilfsaktion zu leiten. Hundertsechzig Ruderer mit zwanzig Kanus voller Lebensmittel werden teilnehmen. Sie werden sich immer in der Mitte der Flüsse halten, auch zum Essen und Schlafen in den Kanus bleiben und nicht von Wild, sondern nur von Fischen leben; auf diese Weise wird die Gefahr der Ansteckung vermindert.«<sup>194</sup>

»Am Sonntag, nach der Abendmahlsfeier, schreiten die hundertsechzig Ruderer schweigend an mir vorüber, Menschen, die entschlossen sind, ihr Leben, wenn es gefordert wird, aus Liebe hinzugeben. Hinter ihnen kommt der lange Zug der Angehörigen, auch sie mit der inneren Bereitschaft zum Opfer.«<sup>195</sup>

## 20.11 Kahwonaby stirbt

»Mitte August trifft die Hilfsbrigade endlich ein. Die Fahrt war sehr anstrengend. Die Ruderer sind alle ziemlich mitgenommen, vor allem bedrückt sie das viele Elend, das sie an den Ufern gesehen haben: überall verlassene Wigwams, die Familien geflohen oder von der Seuche ausgelöscht. In der Nähe der hungernden Schwarzfüsse hat der Rettungstrupp die Lebensmittel hingelegt und ist dann eilends wieder umgekehrt. Alle sind glücklich und dankbar, dass sie die heimischen Gestade wohlbehalten wiedersehen. Kahwonaby hat die Expedition mit grosser Umsicht und Aufopferung geleitet, aber das Gefühl seiner grossen Verantwortung hat seine Kräfte überspannt. Die wunderbare Liebestat für seine Feinde kostet ihn das Leben. Er hält sich noch aufrecht, bis das letzte der zwanzig Boote wieder eingetroffen ist, dann, als er sieht, dass die ihm Anvertrauten alle geborgen und in Sicherheit sind, bricht er zusammen. Der "Sohn des Bibers" hat die Kräfte seines Herzens bis zum letzten hergegeben. Wenige Stunden nach seiner Rückkehr stirbt er. Er beschliesst sein Leben in Zuversicht und innerem Frieden: "Gott ist meine Freude und Hoffnung, auf ihn vertraue ich."«<sup>196</sup>

## 20.12 Mustagan wird Leiter der christlichen Indianer

Mustagan lehnt eine einträgliche Häuptlingsstelle bei der Hudsonbay-Gesellschaft ab, um die indianische Gemeinde während der Abwesenheit von der Familie Evans zu leiten.<sup>197</sup>

## Die Familie Evans reist nach England ab

---

<sup>194</sup> S. 207

<sup>195</sup> S. 207

<sup>196</sup> S. 209

<sup>197</sup> S. 208-210

»Am 21. August brechen wir auf und verlassen die betrübten Freunde.«<sup>198</sup>

### 20.13 James Evans entdeckt den edlen Wilden

»Bewundernd und bewegten Herzens betrachte ich die starken, muskulösen Leiber, die klugen, gutgeschnittenen Gesichter, das ruhige, von Zuversicht erfüllte Lächeln. Ich habe überall den unberührten, den glücklichen Indianer gesucht, und nirgends habe ich ihn gefunden. Aber diese sind ja glücklich; in ihren Herzen wohnt eine grossmütige und gütige Gesinnung, sie wissen um die Liebe Gottes.

Das Boot fährt den Fluss hinab, und mir ist, als führe ich genauso rasch den Strom meines Lebens hinunter. Und doch keimt eine grosse Freude in mir auf: ich sehe Hassel wieder vor mir - "er starb für die Seinen", sagte seine Mutter; ich sehe Kahwonaby, der sein Leben hingab, um die darhenden Feinde zu retten; und ich sehe Mustagan, der sich der grossen christlichen Familie weihet ... Und mein Herz frohlockt: was ich in ihnen vor mir sehe, ist der edle und verlässliche Indianer meiner Träume, er hat gelernt zu lieben, ja, sogar sich aufzuopfern. Endlich habe ich ihn doch gefunden, den Indianer meiner Kindertage: es ist der, der Glauben fand.«<sup>199</sup>

### 20.14 James Evans sribt

James Evans kehrte am 29. September 1846 zum letztenmal zu der Indianerlichtung seiner Jugendzeit zurück. Er sieht in Gedanken noch einmal seine christlichen Indianerfreunde.

Am 25. November 1846 wurde er in der Kirche seiner Heimatstadt begraben.<sup>200</sup>

### 20.15 Eintrag in Wikipedia

»18. Januar 1801 in Kingston-upon-Hull in Großbritannien; † 23. November 1846 in Keelby, Großbritannien) war ein methodistischer Missionar und Pastor in Kanada und Amateur-Linguist.

Evans wurde in Kingston-upon-Hull in Großbritannien geboren, und emigrierte 1820 nach Kanada. Er missionierte an der Hudson Bay und erfand für die Sprache des Ojibwe-Stammes 1840 eine eigene Schrift. Evans experimentierte kurz mit dem lateinischen Alphabet, dann gab er dies auf zugunsten einer Silbenschrift, bei der er sich vermutlich von der Pitman-Kurzschrift inspirieren ließ. Diese Schrift bestand aus neun Zeichen, die durch Drehung in vier Richtungen die verschiedenen Vokale wiedergeben konnten. Später modifizierte er die Schrift leicht, um sie auch für die Sprache des Cree-Stammes anwenden zu können. Beide Schriften wurden schnell von den Indianern angenommen (siehe Cree-Schrift)«

---

<sup>198</sup> S. 211

<sup>199</sup> S. 211-212

<sup>200</sup> S. 212-214

## 20.16 Geschichte-Einteilung

1 Sa - Abend	Entführung
2 So - Morgen	Seefahrer - Die Suche nach dem edlen Wilden beginnt - Sprache  <i>Abend: Film Winnetou 3</i>
3 Mo - Morgen	Aufbruch - Echte Indianer - Verkündigung (Mustagan, Kahwonaby)
4 Mo - Abend ( <i>Interview</i> )	Missionsreise 1: Mit Hundeschlitten unterwegs
5 Di - Morgen	Missionsreise 2: Im Rindenkanu
6 Di - Abend ( <i>im Wald</i> )	Die Indianerbibel - Wolfshunde - Friedenspfeife
7 Mi - Morgen	Alkohol - Im Griff des Todes - Missionsreise 3: Bis zu den Eskimos - Familienausflug
8 Do - Morgen	Sonntag - Maskepetoon
9 Do - Abend	Missionsreise 4: Bei den Bluträchern!

*Die folgenden zwei Zusammenfassungen dienen für zwei Gottesdienste am regionalen Divisionstag 2010 der Heilsarmee in Holziken.*

## **1. Geschichte für Sonntagmorgen:**

### **1.1 Entführung**

- Ein Kind auf das Podium entführen.
- Indianer sagt: »Du sollst ihm sagen, wenn er gross ist, soll er Erbarmen haben mit den Indianern, den immer gejagten, aus ihren Dörfern vertriebenen. Lewohl, Kleiner.«

### **1.2 Die Hudsonbay Company**

- Kanada ist riesig. Einzige Strassen sind die Flüsse im Sommer.
- Indianer fahren Kanus 7 Tage die Woche riesige Strecken
- Da ist Gott gemüthlicher veranlagt: Er machte einen Ruhetag (Sabbat) nach der Schöpfung. Ist Gott vielleicht gemüthlicher als du?

**Frage: Musste sich denn Gott nach der Schöpfung erholen?**

*--- Nach Lobpreis ---*

### **1.3 Sabbat**

- Zurück zur Frage. Weshalb feierte Gott den Sabbat?  
Er auferlegte damit seiner Schöpfung einen Schöpfungsrhythmus. Er ging als vorbildlicher Führer mit gutem Vorbild voran.



## 1.4 Wettkampf für den Ruhetag

- Geschäftsführer der Hudsonbay Company: »Was haben Sie den Indianern für dumme Idee in den Kopf gesetzt? ... Hören Sie gefälligst damit auf ...«
- James Evans will zeigen, dass die christlichen Indianer in 6 Tagen die Woche weiter kommen als die anderen.
- Sommer 1842: Die Company schickt ihr schnellstes Boot für eine Eilsendung. James nimmt die Herausforderung mit seinem Freund Kahwonaby auf. Sie siegen und kommen 2 Tage vorher zurück. Die Company ist sehr verärgert!
- Juni 1843: die Kanu-Brigaden fahren los.
- 2. Sept. 1843: Das ganze Dorf blickt in atemloser Spannung flussaufwärts. Kahwonaby kommt mit den Christen mit mehreren Tagen Vorsprung an (die ersten treffen am 11. Sept. ein!). Sie gehen in die Kapelle und danken Gott.
- Kahwonaby erzählt am nächsten Tag im Sonntagmorgen-Gottesdienst, wie sie die Sonntage gefeiert hatten:

»Sonntagmorgen stehen wir frühzeitig auf, baden im Fluss, frühstücken und ziehen unsere Festkleider an, die wir immer bei uns haben. Dann halten wir einen Gottesdienst ab; wir haben nicht vergessen, auch unsere Rindenbibeln und einige Gesangbücher mitzunehmen. Nach dem Mittagessen schlafen wir und erholen uns, und abends beschliessen wir mit einer Andacht diesen guten Sonntag. Die anderen Mannschaften sind im Lauf des Tages an uns vorübergekommen und haben uns überholt. Sie haben uns Schimpfworte zugerufen und uns verspottet: 'Faulpelze!' 'Singen könnt ihr - besser als rudern, ihr Mädchen!' Uns berührt das wenig. Wir halten uns an das Gebot: Gedenke des Feiertages, dass du ihn heiligst. Und wir singen unsere Lieder am Ufer und ermutigen die heidnischen Ruderer. Erholt und gestärkt stehen wir am Montagmorgen schon in aller Frühe auf.«

Nach dem Gottesdienst bewundern sie die siegreichen Kanu. An der Spitze seines Führerbootes hat Kahwonaby ein Kreuz angebracht:

»Missionar, die heidnischen Mannschaften kämpfen für den Ruhm ihres Totems, ... Wir wollen für den Ruhm des Zeichens Christi kämpfen.«
- Auch die Hudsonbay Company ist jetzt vom Nutzen des Ruhetags überzeugt.

## 2. Geschichte am Nachmittag

### 2.1 Bluträcher

- James Evans hat den Stamm, der ihn damals entführte (die Bluträcher), immer noch nicht gefunden. Wo ist der edle Wilde, der ihn damals entführt und wieder gerettet hatte? Hassel ist bereit, ihn zu seinem Stamm zu führen.
- James stellt sich im Sommer 1844 ein Boot aus Weissblech her, welches widerstandsfähiger als eines aus Birkenrinde war. Die Indianer nennen es die "Lichtinsel". 4000 km Flussfahrt nach Nordosten stehen ihnen bevor.
- »Die Reise wurde durch ein schreckliches Ereignis unterbrochen. James Evans brachte es nie über sich, den tragischen Vorfall persönlich zu schildern. Erst Jahre danach erfuhr man den genauen Hergang durch den Ruderer Oig, der die Geschichte folgendermassen erzählte: ...
- James Evans kommt noch im gleichen Sommer zur Überzeugung, sich den Bluträchern stellen zu sollen. Er ordnet seine Verhältnisse und hinterlässt seine Frau und Tochter einer ungewissen Zukunft. Er fährt alleine los ...
- Er wird von den Bluträchern wegen Hassels Mutter, Sagamore, verschont. Er muss - ihrem Gesetz gemäss - dafür 2 Jahre Adoptivsohn werden. Er ist geringer geachtet als eine Squaw und als ein Hund.
- James pflegt die kleine Enkelin von Sagamore, Magua. Er tröstet sie mit Geschichten aus dem Evangelium. Das "Lamm Gottes" (Joh 1,29) wird dabei zum "kleinen Seehund Gottes". Nebst Sagamore nehmen auch andere Frauen die Geschichten zu Herzen. Die kleine Magua stirbt getrost im Glauben. Sagamore wird gläubig und vergibt James Evans. Ja, sie ist ihm sogar dankbar, dass ihr Sohn vor seinem Tod an Jesus Christus gläubig geworden war.
- Sagamore lässt James bereits nach 1 Jahr nach Hause fahren. Vor seiner Abfahrt verkündet James dem ganzen Stamm das Evangelium.  
»Der Seehund opfert sich für sein Junges, denn er liebt es. Ich beschreibe die zärtliche Fürsorge des Seehundes, selbst der Zauberer lauscht überrascht. Und aus Liebe opfert sich jede Menschenmutter für ihr Kind, sie setzt ihr eigenes Leben der Gefahr aus, um anderes Leben zu bewahren und zu schützen. Genauso ist der indianische Krieger bereit, sein Leben hinzugeben, damit der Stamm, den er liebt, weiterleben kann.  
Sagamore unterbricht mich: "Ja, es gibt kein Leben ohne Opfer. Es gibt keine glückliche Familie, wenn nicht die Liebe einer Mutter da ist, die sich aufopfert. Es gibt keinen starken Stamm, wenn seine Kinder selbstsüchtig sind. Wer sich nicht opfern will, bringt das Leben zum Stillstand." ...

Nun fasse ich zusammen: "Ihr seid Söhne des Seehunds, ihr seid Kinder der Aufopferung. Das Opfer hat euch das Leben gegeben und es ist euer Zeichen. Aber es gibt noch ein anderes Opfer, das kennt ihr nicht, es schenkt ein ganz neuartiges Leben. Eure Herzen sind schlecht, ihr könnt nicht in Frieden nebeneinander leben, von da kommt euer Unglück. Gott liebt die Menschen, und um sie aus ihrem Unglück herauszuretten, hat er seinen Sohn gesandt, den er lieb hat wie der Seehund sein Junges. Der Retter hat Mitleid gehabt mit all den Unglücklichen, er hat sie geliebt, aber sie haben ihn nicht verstanden und ihn verfolgt. Er hat sie trotzdem geliebt und hat ihnen sein Leben gegeben. Er hat sich geopfert, damit sie das neue Leben bekamen, das Leben der Liebe."«

- 13. Sept. 1845: "Die Lichtinsel!" schreien die Kinder von Norway House. James kehrt zu seiner Frau Maria und Tochter Eugenie zurück. Doch das Ehepaar ist gesundheitlich erschöpft.

## 2.2 Rettungsaktion für die Erzfeinde

- Die Erzfeinde der Cree-Indianer, die Schwarzfussindianer, sterben in Massen an einer Blatternepidemie. Sie hungern. James motiviert die christlichen Indianer, ihnen Hilfe zu bringen. Kahwonaby übernimmt diese Rettungsaktion mit 160 Ruderern in 20 Kanus voller Lebensmittel. Nach der gefährlichen und erfolgreichen Mission bricht Kahwonaby zusammen und stirbt.

## 2.3 Die edlen Wilden

- James reist mit seiner Familie zurück zur Heimat. Mustagan verzichtet auf eine einträgliche Häuptlingsstelle bei der Hudsonbay Company, um die Gemeinde der christlichen Indianer zu leiten.
- 1846: Rückfahrt. James geht ein letztes Mal zur Lichtung, wo er damals seine "Entführer-Indianer" getroffen hat. Er hat seinen Entführer nicht gefunden. Wo ist der edle Wilde?

Doch plötzlich kommt es ihm: Er hat sie kennengelernt, die edlen Wilden. Kahwonaby, Hassel, Mustagan. Durch Jesus Christus sind sie edle Wilde geworden. Ja, noch mehr: wahre Freunde.

Es sind alles Männer, die ihr Leben für Jesus Christus und andere hingegeben haben. Deshalb blieben sie nicht alleine, sondern brachten viel Frucht (Joh 12,24). Wirst du ihnen folgen?

## Gottesdienst Divisionstag 15.08.2010, Morgenversammlung

- |       |   |                                  |
|-------|---|----------------------------------|
| 9.45  | Alle Kinder bekommen einen Federschmuck und eine Kette mit einer Perle bei einem Tisch am Eingang.  | Korps Aarau<br>Korps Liestal     |
| 10.00 | Begrüssung  | August Martin                    |
| 10.05 | Lied: Sollt ich meinem Gott nicht singen?<br>Übergabe an Indianer Markus.   | August Martin,<br>Musik Basel 1  |
| 10.10 | Indianer Markus kommt aus dem Zelt, stellt sich vor und begrüsst. Einführung in die Geschichte:<br>Die Hudson Bay Company will, dass die Indianer 7 Tage die Woche arbeiten, um einen möglichst schnellen Transport zu gewährleisten, was den Wert der Tierfelle beeinflusst.   | Markus Brunner                   |
| 10.15 | Indianer Felix kommt aus dem Zelt. Er teilt die Zuhörer in 5 Indianerstämme ein und zwar je nachdem ihr Kriegsgeschrei ausfällt.<br>Welcher Stamm kann das lauteste Kriegsgeschrei produzieren?<br>Welcher Stamm hat wohl welchen Namen verdient?<br><br>Chippewyan:           scheu<br>Cree:                   intelligent, sanft<br>Irokesen:             tüchtig<br>Schwarzfussindianer: wild<br>Stonies:               aus den Bergen | Felix Mangold,<br>Markus Brunner |
| 10.20 | Indianer Markus und Felix bitten alle Kinder nach vorne. Jetzt gilt es, nach dem Einüben des Kriegsgeschreis auch den Indianertanz samt Lied einzuüben.   | Markus Brunner                   |
| 10.25 | Indianer Philipp kommt aus dem Zelt. Er stellt sich und die Band vor. Einüben des Indianerliedes, um aus den Kindern "echte Indianer" zu machen.  | Philipp Gasser<br>Jugendband     |



- Die christlichen Indianer gewinnen auch den 2. Wettkampf. Sie reisten unter dem Zeichen des Kreuzes (statt eines Totem). Der Totempfahl wird zum Kreuz. Markus Brunner
- Die Hudson Bay Company ist schliesslich überzeugt, dass es Sinn macht, den Indianern einen Ruhetag zu gönnen. Monika Erzberger
- 11.35 Indianer freuen sich über Gottes Sieg mittels einem oder zwei Liedern. Philipp Gasser, Jugendband
- 11.40 Alle jungen Indianer werden aufgerufen, ihre Indianerfertigkeiten nach dem Essen weiter zu trainieren. So können sie weitere Perlen für ihre Ketten (welche sie vor der Versammlung bekommen haben) gewinnen. Markus Brunner
- Zeit: ab 13.00 Uhr mit Astrid Inniger (steht auf).
- 11.45 August Martin schliesst die Versammlung ab. August Martin